

Der Rechte.

Zweiter Theil.



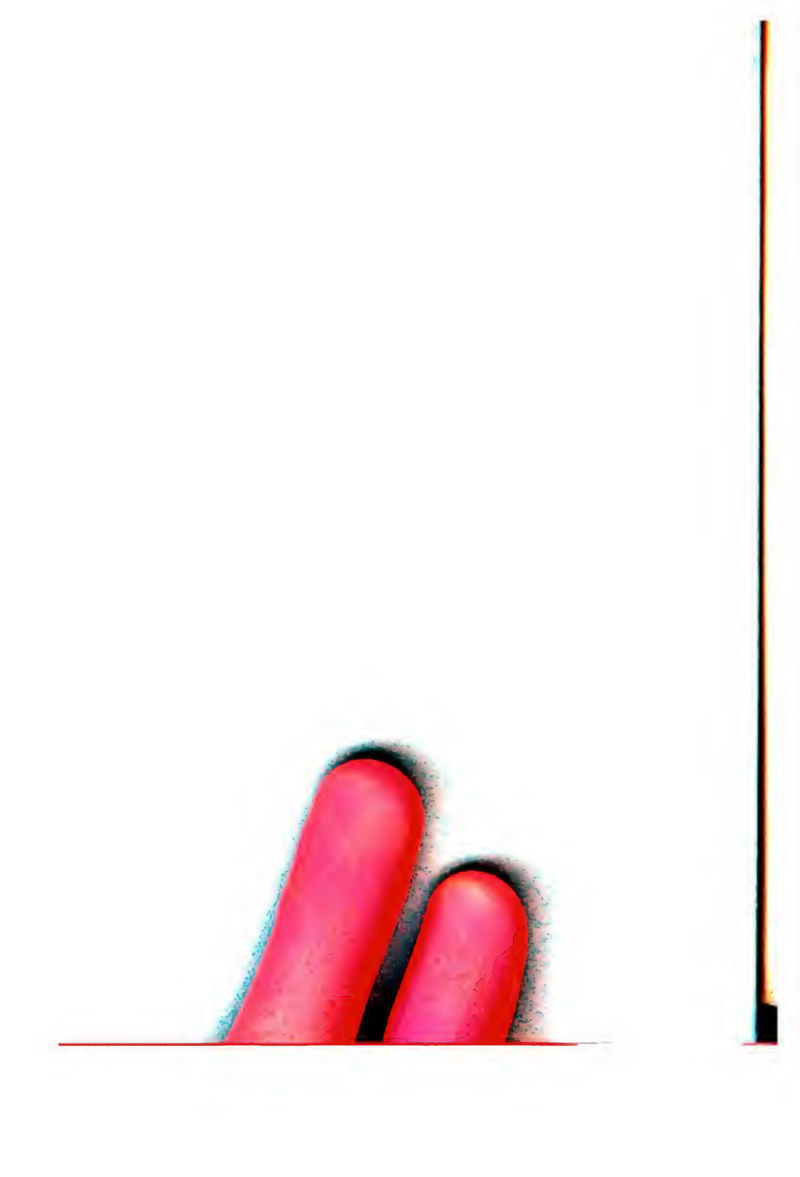
Der Rechte.

Zweiter Theil.



Der Rechte.

Zweiter Theil.



Der Rechte.

Zweiter Theil.

Der Rechte.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Zweiter Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Erstes Kapitel.

Gurli stand jetzt, noch nicht vierzehn Jahr alt, allein im Hause ihres Stiefvaters. Der Verlust ihrer Mutter hatte sie gerade in dem Augenblick getroffen, wo ihre geistigen Anlagen durch kluge Behandlung eine für ihre moralische Entwickelung glücklichere Richtung zu nehmen schienen, und der Kummer konnte jetzt in sehr störender Weise auf diese zu allen möglichen Extremen geneigte Gemüthsart, einwirken und ihr vielleicht ein ganz anderes Gepräge geben.

Nach dem Tode der Mutter und der Abreise des Stiefvaters bezogen Gurli und ihre Lehrerin die Wohnung der Verstorbenen.

Während des ersten Jahres war es nicht möglich, Gurli's Gedanken und Sinn auf etwas anderes zu lenken, als den Kummer, welcher mit wilder Heftigkeit ihr Inneres verzehrte. Für Theilnahme und Zärtlichkeit war sie gefühllos; ihr Gemüth schien durch den Schmerz verhärtet zu sein. Alle Menschen und alle Dinge waren ihr gleichgültig. Sprach Elisabeth davon, daß sie durch Erwerbung von Kenntnissen sich vervollkommnen müsse, so antwortete sie:

„Zu wessen Freude soll ich nun wol arbeiten? Meine Mutter ist todt und um irgendein anderes lebendes Wesen in der Welt kümmere ich mich nicht.“

Allmählich, zu Anfang des zweiten Jahres, behauptete die Elasticität der Jugend ihr Recht. Gurli ergriff nun mit Eifer und Ungeduld alles, wodurch sie ihre Gedanken beschäftigen konnte. Alle angestrengte Arbeit ward ihr lieb, alle heftigen und starken Körperanstrengungen wurden nun wieder etwas, was ihr gefiel.

Dennoch aber bemühten Elisabeth und Tante Katharine sich vergebens, lebendiges Interesse für Gott und sein heiliges Wort in ihr zu erwecken.

Alle dergleichen Ansprachen und Vorstellungen unterbrach Gurli entweder mit Bitterkeit, oder dadurch, daß sie fortlief.

Elisabeth sah auch sehr bald ein, daß das Einzige, was man für den Augenblick thun könnte, sei, Gurli's Verstand aufzuklären und zu veredeln, damit sie einmal durch diesen den Weg zu Gott kennen lernte.

So vergingen drei Jahre.

Gurli's Kenntnisse vermehrten sich, ihr Körper ward stark, aber ihr Herz schien kalt und hart zu bleiben.

Lebendig, heftig und excentrisch, besaß sie in ihrer Lebhaftigkeit keine Seele, und in ihrer Exaltation keine jugendliche Heiterkeit.

Wenn sie einen langen Ritt oder Spaziergang unternahm, so war es, als ob sie dies einzig und allein deshalb thäte, um auf diese Weise der Unruhe ihres Herzens zu entrinnen.

Bei Durchführung ihrer Launen und Befriedigung ihrer Wünsche nahm sie niemals Rücksicht auf andere, oder auf die Hindernisse, welche sich ihr entgegenstellten, und die Unannehmlichkeiten, welche möglicherweise hervorgerufen werden konnten. Sie schien blos ein Gesetz anzuerkennen, und dieses war — ihre eigenen Launen.

Dann und wann machte sich allerdings ein Schimmer

von Güte und Theilnahme bemerkbar, dieser glich aber nur einer Sternschnuppe, so plötzlich entstand und verschwand er.

Einen Günstling hatte das sonderbare Mädchen, der niemals von ihrer Seite wich, nämlich Falkenstern's zurückgelassenen Neufundländer Felix; sehr oft aber geschah es, daß sie selbst diesen unsanft behandelte, wenn ihre Laune von dieser Art war.

Falkenstern hatte die Zeit, welche seit Anna's Tod vergangen war, ununterbrochen im Auslande zugebracht, und der Einzige, der mit ihm in schriftlicher Berührung stand, war Walter.

Gurli war dagegen auf Birgersborg geblieben, wohin weder Allon noch Stephan zu Besuch kamen.

Gurli zählte nun siebzehn Jahr und sollte zum erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahls vorbereitet werden.

Wie während dieser für ihr Herz so wichtigen Zeit ihre Gemüthsstimmung war, ist ganz unmöglich zu sagen. Sie war sich so ziemlich gleich, ausgenommen, daß sie jeden Tag, wo sie bei dem Pfarrer gewesen, sich ganz allein an das Grab der Mutter begab, und ganze Stunden den Kopf in die Hände gestützt, in Gedanken versunken, am Fuße des weißen Kreuzes sitzen konnte.

Wenn Elisabeth nach Gurli's Rückkunft vom Kirchhof ihr aus der heiligen Schrift vorzulesen begann, hörte sie ganz still zu.

Am Pfingsttage sollte sie zugleich mit den übrigen jungen Leuten der Gemeinde zum Tische des Herrn gehen.

Noch vor Sonnenaufgang hatte sie an diesem Tage das Bett verlassen, und als Tante Katharine ganz zeitig über den Hof hinüberging, um in das Hauptgebäude zu gehen, und vor dem Aufbruch nach der Kirche einige ernste Worte mit Gurli zu sprechen, begegnete sie derselben auf dem Hofe.

Gurli war sehr bleich und ihre Augen geröthet.

„Wo kommst du denn her, liebes Kind?“ fragte Tante Katharine und sah sie verwundert an.

„Ich komme von Mamas Grab“, antwortete Gurli und zum ersten-mal seit dem Tode der Mutter reichte sie Tante Katharine die Hand, indem sie hinzusetzte: „Ich wollte etwas von meiner Mutter mit in die Kirche nehmen, und habe mir dies da genommen, um es als meinen theuersten Schmuck zu tragen.“

Sie zeigte auf einen Cypressenzweig. Tante Katharine schwieg und drückte ihr die Hand. Gurli's Blick ruhte auf der alten, treuen Freundin, in deren Augen eine Thräne zitterte.

Schweigend gingen sie hinauf in Gurli's Zimmer. Als sie in den kleinen Salon traten, wo Anna während der langen Jahre ihrer Gelähmtheit die Tage zugebracht, stürzte Gurli, welche sich sonst täglich hier aufhielt, vor dem Sofa auf die Knie und brach in heftiges Schluchzen aus. Sie weinte lange, dann stand sie auf, trocknete ihre Thränen und wendete sich zu Tante Katharine mit den Worten:

„Ich weiß, daß du mit mir sprechen willst, Tante; aber ich bitte dich, sage blos, daß du nicht bös auf mich bist. Alles andere würde ich in diesem Augenblick nicht verstehen, es würde mich blos stören und beunruhigen. Verzeihe mir, daß ich ganz anders gewesen und noch bin, als ich sein sollte, und vergiß womöglich meine Fehler.“

„Liebes Kind, ich muß sagen, ich muß sagen — daß — daß ich Gott bitte, dich zu segnen und zu beschützen!“ stammelte Tante Katharine, ganz aus dem Concept gebracht, indem sie zugleich Gurli umarmte und küßte. Ein paar Thränen entfielen den Augen der Alten auf die Stirn des jungen Mädchens, und sagten mehr als Worte.

Tante Katharine gehörte nicht zu denen, welche weinen, sowie man eine Hand umwendet.

Eine Stunde später fuhren Gurli, Tante Katharine, Elisabeth und Walter nach der Kirche.

Während des Gottesdienstes saß Gurli niedergebeugt, sodaß Elisabeth unmöglich in ihren Zügen lesen konnte, was in ihrer Seele vorging.

Die zum Herzen gehende Predigt war zu Ende. Der Abendmahlspsalm begann.

Ein heftiges Zittern ging durch Gurli's Körper, als sie den Kopf emporrichtete und den gesenkten Blick hob. In demselben Augenblick aber zuckte sie heftig zusammen, faltete die Hände schärfer und stierte gerade vor sich hin.

Ihre Augen waren auf einen Mann gefallen, welcher zur Hälfte hinter einem Pfeiler verborgen, ihr schräg gegenüber stand.

Es war der hinterlassene Gatte ihrer verstorbenen Mutter.

Der heilige Act war vorüber. Die Aeltern der jungen Leute, welche an diesem Tage zum ersten mal daran theilgenommen, näherten sich ihren Kindern, um sie zu segnen und aus dem Tempel des Herrn nach Hause zu begleiten.

In diesem Augenblick sagte eine, Gurli nur zu wohl bekannte Stimme:

„Nimm meinen Arm, Gurli, und folge mir.“

Ohne zu ihm aufzublicken, der diese Worte sagte, kam Gurli dem Geheiß nach.

Auf den Arm ihres Stiefvaters gestützt, verließ sie die Kirche, während die neugierigen Blicke der Menge ihr folgten.

Auf dem Kirchhofe angelangt, führte Falkenstern seine Stieftochter an einen kleinen Reisewagen, welcher hier hielt, half ihr hineinsteigen und befahl dem Kutscher, fortzufahren, ohne vorher auch nur durch eine Bewegung Tante Katharine oder Elisabeth zu begrüßen.

Kein Wort ward während der ganzen Heimfahrt zwischen Falkenstern und seiner Stieftochter gewechselt.

Er saß in die Wagenecke zurückgelehnt und schaute gerade vor sich hin. Es war, als ob er vergessen hätte, daß jemand bei ihm saß.

Anfangs wagte Gurli nicht, ihre gesenkten Augen zu erheben, weil sie fürchtete, den seinigen zu begegnen; endlich aber faßte sie Muth und blickte ihm ins Gesicht, in das Gesicht, welches ihr in ihren Kinderjahren so wenig gefallen.

Die Verödung eines ganzen Lebens war verheerend darüber hingezogen. Das Haar war grau gesprenkelt, die Augen eingesunken, die Stirn gefurcht und die Wangen eingefallen. Der Ausdruck war noch härter und düsterer als früher.

Trotzdem daß Falkenstern jetzt achtundfunfzig Jahre zählte und somit den Sechzigen nahe war, und obschon sein Gesicht dieses Alter vollkommen verrieth, so bewahrte der Körper doch immer noch seine frühere kraftvolle Elasticität. Diese hatte weder Alter noch Leiden zu beugen vermocht.

Nicht ein einziges mal, während sie so entlang fuhren, bewegte er den Kopf oder wendete sich zu Gurli.

Endlich machte der Wagen an der Freitreppe von Birgersborg halt.

Falkenstern sprang mit jugendlicher Leichtigkeit heraus und reichte dann Gurli die Hand, indem er sagte:

„Geh vor mir in den kleinen Salon hinauf. Ich komme sogleich nach.“

Gurli eilte die Treppe hinauf.

Der Wagen mit Tante Katharine und den übrigen Kirchgängern war so bedeutend zurückgeblieben, daß sie erst in einer guten Weile zu erwarten waren, und wahrscheinlich hatte Falkenstern dies auch berechnet, sodaß er und Gurli Zeit hatten, die wenigen Worte zu wechseln, welche sie einander zu sagen hatten.

Gurli hatte sich kaum ihres Shawls und so weiter

entledigt, als Falkenstern auch schon in dem kleinen Salon der Mutter stand.

Als er hineintrat, blieb er einen Augenblick stehen und warf einen Blick im Zimmer umher, gleichsam als ob er den Schmerz, den der Anblick dieses Zimmers in ihm erweckte, in einen einzigen Eindruck zusammenfassen wollte. Dann ging er auf Gurli zu, welche mit heftig pochendem Herzen die ersten Worte erwartete, die er zu ihr sagen würde.

„Deine Mutter gab mir diesen Brief, um dir ihn an dem Tage zuzustellen, wo du zum ersten mal das Abendmahl des Herrn genossen haben würdest", sagte er. „Ich versprach ihr auf ihrem Sterbebett, wenn ich diesen Tag erlebte, diesen Brief selbst in deine Hände zu legen und dir zugleich zu sagen, daß Anna's Kind, so lange ich lebe in mir eine väterliche Stütze haben soll. Birgersborg ist deine Heimat, solange Bengt Falkenstern Besitzer dieses Hauses ist; die frühere Wohnung deiner Mutter und alles was ihr gehört hat, ist dein. Und damit, Gurli, ist alles gesagt, was zwischen dir und mir gesagt werden kann."

Falkenstern sprach in seinem gewöhnlichen, kalten und scharfen Ton, den die Jahre nur noch kälter und schärfer gemacht hatten.

Zitternd hatte Gurli den Brief entgegengenommen. Als ihr Stiefvater schwieg, reichte er ihr die Hand. Sie ergriff dieselbe, und ihre einzige Antwort bestand darin, daß sie diese Hand an ihre Lippen führte.

Ihre Augen begegneten sich. Ein paar Secunden betrachteten sie einander, als ob beide zu erforschen gewünscht hätten, ob die Abneigung, die sie früher gegen einander gehegt, noch bestünde.

Nach einigen Secunden ließ Falkenstern die Hand seiner Stieftochter los.

„Lies dies heute Abend wenn du allein bist", sagte er und zeigte auf den Brief. „In einer halben Stunde

essen wir zu Mittag und du wirst dann alte Bekannte wiedersehen."

Er nickte mit dem Kopfe und ging.

Gurli sank auf die Knie nieder, küßte unter Thränen den Brief der Mutter und flüsterte:

„Mutter, geliebte Mutter, dies ist also ein Gruß von dir! O, wenn dieser Mann auch mein Henker gewesen wäre, so hätte ich ihm doch alles vergessen und verziehen, da er mir dies von dir gebracht hat, du ewig geliebter, ewig betrauerter Engel!"

In dem großen, düstern Saal, welcher sich völlig gleich geblieben, stand die Mittagstafel gedeckt. Sie war reich mit Blumen geschmückt.

Tante Katharine und Walter standen an den geöffneten Glasthüren. Die Daumen der erstern bewegten sich in raschem Ringeltanz, und sie betrachtete Walter mit barschem Blick.

„Also, Er wußte dies alles, war aber nicht so freundlich, auch nur ein Wort davon zu sagen", brummte Tante Katharine.

„Der Kapitän hatte mir in seinen Briefen streng verboten, irgendeinem Sterblichen etwas von seiner bevorstehenden Rückkunft zu verrathen", antwortete Walter mit den Augen blinzelnd.

„Von der Zahl dieser Sterblichen hätte Er mich aber schon ausnehmen können", meinte Tante Katharine, „denn ich bin es ja, welche diesem ganzen Volk zu essen geben soll. Glaubt Er wol, daß ich nun mit einer armseligen Hühnerpastete, ein paar Vögeln u. s. w., mit einem Worte, mit einer Mahlzeit, die für höchstens vier Personen berechnet ist, auch zehn abspeisen kann?"

„Ich glaube trotzdem, daß das Mittagsmahl ein ausgezeichnetes sein wird", versicherte Walter. „Sie machen es, liebe Tante, mit den Fleischportionen gerade wie die Geistlichen mit den Dienstjahren, das heißt, sie rechnen

dieselben doppelt. Uebrigens muß die Anzahl von sechs Gerichten die Qualität derselben entschuldigen."

„Sechs Gerichte sind sechs Gerichte", wiederholte Tante Katharine ärgerlich. „Es wird dies am Pfingsttage, und noch dazu an Gurli's erstem Abendmahlstage, wohl nicht zuviel sein. Er will aber einmal über alles schwatzen und Seine albernen Bemerkungen machen."

Waller lächelte über Tante Katharinens ganz ungerechtfertigten Ausfall, denn wenn sie auch zwölf Gerichte bereitet hätte, so wäre ihm dies immer noch nicht zu viel gewesen.

Alle ferneren Verhandlungen über dieses Thema wurden indeß unterbrochen, denn Falkenstern trat ein mit Mathilde Brun am Arme und begleitet von Kapitän Brun, Magister Blom, Allon und Stephan. Einige Augenblicke später kamen Gurli und Elisabeth.

Erstere hatte Mathilden seit dreizehn Jahren nicht gesehen, Gurli war folglich damals erst vier Jahre alt gewesen und ihre Erinnerung an die Tante gänzlich erloschen. Erst als Mathilde sagte, wer sie sei, erinnerte sich Gurli, was sie beinahe vergessen, nämlich daß Stephan Aeltern hatte.

Vier Jahre waren vergangen seitdem Gurli und ihre Cousins getrennt gewesen.

Vier Jahre bringen in diesem Alter große Veränderungen hervor. Gurli kostete es wirklich Mühe, in dem zwanzigjährigen Stephan und dem zweiundzwanzigjährigen Allon ihre frühern Widersacher und Spielkameraden wiederzuerkennen.

Stephan, welcher als sie schieden, beträchtlich kleiner war als Allon, hatte diesen jetzt überwachsen und war einen ganzen Kopf länger.

Sein früher helles, jetzt dunkles Haar umwallte in üppigen Locken eine bleiche, gedankenvolle Stirn. Die schönen, regelmäßigen und feinen Gesichtszüge hatten ein eigenthümliches Gepräge von Zerstreutheit. Die lange,

schlanke Gestalt war weich und gebeugt, die Bewegungen unbeholfen. Sein ganzes Wesen verrieth Verlegenheit.

Allon dagegen war ein wirklich schöner und stattlicher junger Mann. Obschon nur von mittler Statur war er doch ausgezeichnet gut gewachsen und hatte eine edle ungezwungene Haltung.

Die krumme Nase, die großen, blitzenden, lebhaften Augen, der schöne mit einem dunkeln, kleinen Schnurrbart gezierte Mund, die blendendweißen Zähne, das frische blühende Colorit seiner Wangen, und das braune volle Haar — alles machte ihn schön.

Gurli's Begrüßung ihrer Cousine verrieth die Ueberraschung, welche ihr der Anblick derselben bereitete, und nach den Blicken der jungen Männer zu urtheilen, schien auch mit ihr eine wesentliche Veränderung vorgegangen zu sein. Beide betrachteten sie mit dem Ausdruck der Verwunderung.

Allon sah sie mit dreistem Blick an, Stephan dagegen ward, als Gurli ihm die Hand reichte, vor Verlegenheit bald roth, bald blaß.

Das Mittagsmahl ging ohne etwas sonderlich Bemerkenswerthes vorüber.

Abends, nachdem alle zur Ruhe gegangen waren, las Gurli mit dem Gefühl tiefer Ehrerbietung den Brief der Mutter. Was dieser enthielt, ist hier nicht der geeignete Augenblick mitzutheilen.

Mathilde wollte sich nur kurze Zeit in Schweden aufhalten.

Ihr Gatte war Kapitän eines großen amerikanischen Kauffarteischiffs, welches in Stockholm lag, um seine Ladung zu löschen. Er wollte mit seiner Gattin deshalb blos eine Woche auf Birgersborg bleiben, und es war daher nicht zu verwundern, wenn die beiden Aeltern sich während dieser Zeit ausschließlich mit ihrem Sohne beschäftigten. Auch Stephan war daran gelegen, jeden Augenblick bei ihnen zuzubringen. Die Berührung

zwischen ihm und Gurli war daher anfangs sehr unbedeutend.

Am meisten freute Gurli sich über Magister Blom's Anwesenheit. Mit ihm und Allon machte sie lange Ausflüge, sowol zu Fuß als auch zu Pferd. Ganze Stunden konnte sie mit gespanntem Interesse seinen allezeit lehrreichen Worten lauschen und darüber alles andere vergessen.

Elisabeth folgte Gurli mit Aufmerksamkeit. Letztere war heiterer geworden und erschien weniger kalt und unruhig. Sie lachte oft und herzlich, nicht höhnisch und spöttisch wie früher.

Blom's Scherze beantwortete sie mit einem schlagfertigen Witz, der an ihr etwas ganz Ueberraschendes und Neues war.

Wie scharfsinnig Elisabeth auch war, so konnte sie doch die richtige Ursache dieser Umwandelung in Gurli's Temperament nicht ergründen, und dies war sehr verzeihlich, weil sie keine Kenntniß von dem Brief hatte, welchen Falkenstern seiner Stieftochter von ihrer Mutter zugestellt.

Deshalb betrachtete sie Gurli's heitere Gemüthsstimmung als eine Folge des Einflusses, welchen die Zerstreuung und die Unterbrechung ihres einförmigen Lebens bewirkt hätte.

Wir können inzwischen die Versicherung geben, daß diese Veränderung einzig und allein in Anna's Brief ihren Grund hatte.

Falkenstern war schon am andern Tag seines Verweilens in Birgersborg in den während seiner Abwesenheit neuerbauten und eingerichteten Pavillon gezogen. Unter den übrigen zeigte er sich niemals anders als beim Mittagstische und lebte übrigens ganz isolirt. Der Einzige, der ihn zuweilen auf seinen Spaziergängen begleitete oder zu ihm gerufen ward, war Walter; außerdem wohnte er ganz für sich allein in dem von allen Erin-

nerungen befreiten Hause, welches er sich hatte einrichten lassen.

Allon hatte schon vom ersten Tage an Gefallen an Gurli gefunden. Lebhaft, heiter und hinreichend dreist, um sich durch Gurli's Worte und bizarre Einfälle nie in Verlegenheit bringen zu lassen, war er ganz geschaffen, ebenfalls einen angenehmen Eindruck zu machen.

Er ritt gut, war ein geschickter Jäger, und wo es nöthig war, kühn und unerschrocken; lauter Eigenschaften, die in den Augen eines siebzehnjährigen Mädchens als große Verdienste gelten.

Gurli fand daher an seiner Gesellschaft ebenso viel Vergnügen, als sie in ihren Kinderjahren daran gefunden, sich mit ihm zu streiten und zu necken.

Von der Vergangenheit sprachen sie niemals. Beide schienen die weniger angenehmen Erinnerungen, welche damit verknüpft waren, vergessen zu haben.

Als Bruns abreisten, begleitete Stephan sie bis Gothenburg, von wo sie mit dem Dampfboot abgehen wollten, und als er allein zurückkam, war er nicht sehr geneigt, an allen den Zerstreuungen, Ausflügen, Besuchen in der Nachbarschaft, und kleinen Lustbarkeiten auf Birgersborg theilzunehmen, welche von Allon arrangirt wurden. Er zog in sich selbst zurück, aber ohne deswegen in Frieden zu bleiben, denn Gurli empfand einen unwiderstehlichen Hang, ihn dadurch zu peinigen, daß sie ihn fortwährend in Verlegenheit setzte, was sehr leicht war und Gurli stets amusirte, sodaß sie sich aus Herzensgrund auf seine Kosten lustig machte.

Eines Tags ließ Falkenstern ihn rufen.

„Hast du Lust, in meiner Gesellschaft eine Promenade zu machen?“ fragte Falkenstern kurz.

Stephan erröthete, sah furchtbar unbeholfen und verlegen aus, beantwortete aber die Frage natürlich bejahend.

Anfänglich ward die Promenade unter beiderseitigem Schweigen gemacht. Als sie wieder auf dem Heimwege

waren, begann Falkenstern von dem materiellen Fortschritt zu sprechen, und während er sprach, gelang es Stephan, seine Schüchternheit zu überwinden, sodaß er nicht allein das Gespräch weiterführen, sondern auch Verschiedenes, was er mit seinen Ansichten nicht übereinstimmend fand, widerlegen konnte. Falkenstern verrieth einiges Erstaunen darüber, daß ihm widersprochen ward. Als sie sich trennen wollten, sagte er:

„Wann gedenkst du dein Candidatenexamen zu machen?"

„Nächstes Frühjahr", war die Antwort.

Von diesem Tage an war es etwas sehr Gewöhnliches, Stephan und Falkenstern entweder auf der Veranda des Pavillon, oder spazierengehend oder fahrend beisammen zu sehen.

Reiten konnte Stephan nicht, und Gurli pflegte hierüber oft zu scherzen.

Eines Tags als sie draußen auf der Terrasse saßen, machte Gurli den Vorschlag, mit ihm die Rolle insofern zu tauschen, als er sich als Mädchen und sie sich als Mann kleiden sollte.

„Ganz gewiß nähest und strickest du weit besser als ich", sagte Gurli; „ich dagegen reite und jage besser als du."

„Das ist wol möglich", antwortete Stephan lächelnd, während er ganz verlegen seine Studentenmütze in den Händen herumdrehte; „aber ich vermuthe gleichwol, daß es dir schwerer werden würde, dich auf das mir bevorstehende Examen geschickt zu machen, als es mir werden würde, ein Pferd lenken zu lernen."

„Da höre man nur, wie anspruchsvoll die Schüchternheit ist!" rief Gurli. „Du besitzest wol nicht die mindeste Eigenliebe, Stephan?"

„O doch, ein wenig", antwortete er erröthend.

„Das sollte man aber nicht argwohnen, wenn man dich bald blaß, bald roth werden sieht, sobald man dich

nur anredet, und wenn du so dastehst und die Mütze in den Händen herumdrehst, als ob du ein Bauernknabe wärest."

Stephan wechselte wieder die Farbe, warf einen heftigen Blick auf Gurli und sagte:

„Was ich bin oder nicht bin, darüber lohnt es nicht der Mühe zu sprechen; wenigstens jetzt nicht, und in deinen Augen, Gurli, hoffe ich stets derselbe unbedeutende Stephan zu bleiben, der ich schon als Kind war."

Obschon Stephan's Ton ruhig und seine Miene befangen war, so lag doch in seinen Worten ein nicht geringer Grad von Bitterkeit.

„Ah so, du hoffst es!" rief Gurli lachend. „Na, wir wollen sehen, ob deine Hoffnung nicht zu Schanden wird."

„Ich fürchte, daß dem so sein wird", fiel Allon munter ein. „Stephan kann niemals unbedeutend bleiben. Seine Kenntnisse und sein guter Kopf machen dies unmöglich, und wenn er auch diese Schätze nicht besäße, so würde er doch schon als zukünftiger Universalerbe von Birgersborg nicht unbedeutend bleiben können."

Stephan stand rasch auf, warf einen, aber nicht sanften Blick auf Allon, und sagte ungeduldig:

„Was das für dummes Geschwätz ist!"

Er wollte die Terrasse verlassen, stolperte aber über Gurli's Kleid, warf den kleinen Nähtisch um, welcher Elisabeth auf die Knie fiel, und purzelte selbst kopfüber in eine Fliederhecke.

Gurli und Allon lachten, Elisabeth aber erhob sich, um dem armen Stephan die Hand zu reichen und ihm aufzuhelfen, obschon dies nicht nöthig war. Er war sofort wieder auf die Füße gekommen und schoß, von Gurli's Gelächter verfolgt, wie ein Pfeil die Treppe hinunter.

Als er fort war, äußerte Elisabeth ihre Misbilligung über Gurli's nicht eben zartfühlendes Benehmen, diese aber unterbrach sie in munterm Ton, indem sie sagte:

„Verlangen Sie doch nicht, daß ich über etwas weine, was lächerlich ist.“

Elisabeth wollte darauf antworten, Allon warf sich aber sofort zu Gurli's Vertheidiger auf.

In den letzten Tagen des August sollten die jungen Männer Birgersborg wieder verlassen: Allon, um das Kanzleiexamen zu machen, und Stephan, um sich auf seine Promotion vorzubereiten.

Allon war beim Herannahen seiner Abreise von Birgersborg so eingenommen für Gurli, wie ein zweiundzwanzigjähriger junger Mann es nur sein kann.

Er hegte den brennendsten Wunsch, seine Gefühle in Worte und Schrift zu kleiden, ward davon aber durch das Bemühen abgehalten, womit Gurli ihn, so oft er im mindesten sentimental ward, lächerlich zu machen suchte. Wenn er einmal davon sprach, daß er sie lieb habe, ward er sofort unbarmherzig ausgelacht, und dennoch gab es Augenblicke, wo er ohne alle Eigenliebe sicher zu sein glaubte, daß Gurli seine Gefühle theile.

Einige Tage vor seiner Abreise machte er mit Gurli einen Spaziergang am Seestrande.

Sie waren blos von Felix begleitet.

Gurli setzte sich auf einen Stein und Felix streckte sich ihr zu Füßen nieder.

Es war ein ausgezeichnet schöner Abend.

Allon fühlte sich niedergeschlagen bei dem Gedanken an die bevorstehende Trennung. Er war auf dem ganzen Wege ungewöhnlich still gewesen und saß jetzt schweigend an Gurli's Seite.

Plötzlich wendete sie sich zu ihm und sagte:

„Woran denkst du?“

„Daran, daß ich in einigen Tagen weit von hier sein werde.“

„Aber daran seine Gedanken zu verschwenden, lohnt doch nicht der Mühe.“

„Aber, Gurli, dann bin ich ja der Freude beraubt,

dich zu sehen und bei dir zu sein. Wenn ich nur die Ueberzeugung mitnehmen könnte, daß du mich auch nur halb so lieb hättest, wie ich dich."

„Ah, du wünschest also die Höhe, Breite und Länge meiner Zuneigung kennen zu lernen?"

„Gurli", sagte Allon und ergriff sie bei der Hand, „scherze nicht in diesem Augenblick, sondern antworte ernsthaft, ob du Freundschaft für mich fühlst?"

Gurli betrachtete ihn eine Secunde lang ganz ernsthaft, dann lächelte sie und lockte Felix.

Der Hund stand auf, legte seinen Kopf auf ihr Knie und sah sie mit seinen klugen Augen an.

„Felix", sagte sie, indem sie den Finger emporhob „hast du mich lieb?"

Der Hund verhielt sich unbeweglich.

Gurli wendete sich mit schallendem Gelächter zu Allon und sagte:

„Wenn Felix mir geantwortet hätte, so hätte ich dir auch geantwortet. Du, ich und Felix glichen dann dem Schäferpaar, welches auf Tante Katharinens großen Fächer gemalt ist. Felix schweigt aber, und somit kann das Schäferspiel nicht durchgeführt werden."

Mit diesen Worten erhob sich Gurli von dem Stein und hüpfte den Weg entlang, indem sie mit starker, heller Stimme sang:

„Was ich versprochen, werd' ich halten,
Und niemals mehr als dreie lieben."

Allon eilte ihr nach. Er fühlte sich betrübt, wagte aber nicht, wieder auf dieses Thema zurückzukommen.

Gurli spottete über sein Aussehen, sodaß er es für gut fand, eine heitere Miene anzunehmen.

Zwei Tage später reisten Stephan und Allon ab. Als Gurli ihnen Lebewohl sagte, reichte sie erst Stephan die Hand und sagte scherzend:

„Du wirst Lorbern ernten, und man wird dir Kränze winden. Ich wünsche dir Glück dazu."

Dann wendete sie sich zu Allon.

„Dank für diese kurze, frohe Zeit", stammelte sie. In ihrem Auge glänzte etwas, was einer Thräne glich.

Allon hielt ihre Hand fest in der seinen und blickte sie mit Augen an, in welchen ein ganzes Geständniß lag.

In der nächsten Minute rollte der Wagen fort, und die Thränen, welche an Gurli's Wimpern gehangen, rannen die Wangen herab.

Zweites Kapitel.

Wieder vergingen zwei Jahre.

Das letzte davon hatten Allon und Stephan, von Blom begleitet, auf Reisen in fremden Ländern verlebt, um auf diese Weise ihre Ausbildung zu vervollständigen.

Gurli hatte beinahe ununterbrochen auf Birgersborg geweilt, mit Ausnahme von zwei Monaten, während welcher sie mit Elisabeth und Walter eine Reise nach dem Hüttenwerk Ekenäs gemacht und sich dort aufgehalten hatte.

Je älter Gurli ward, desto vertraulicher gestaltete sich ihr Umgang mit Eilsabeth. Sie fand Vergnügen an der Gesellschaft ihrer Lehrerin, aber dennoch lag in ihrer Art und Weise kein Schimmer von Freundschaft. Die sich mit den Jahren immer mehr ausprägende Herrschsucht und Selbständigkeit, die in ihrem Charakter lag, machte, daß sie das Bedürfniß der Zuneigung nicht zu fühlen schien.

Mit ihrem Stiefvater kam sie in fast gar keine Berührung.

Er wohnte immer noch in dem Pavillon und war immer noch schweigsam und düster, redete selten jemand

an und gab weder Misvergnügen noch Wohlbehagen zu erkennen.

Das Einzige, was ihn erzürnte, war, wenn man ihn nicht in Frieden ließ, sondern Gurli oder sonst jemand sich in der Nähe des Pavillon zeigte. Gurli dagegen war während des letzten Frühlings auf die fixe Idee gekommen, des Abends hinunter auf die Brücke zu gehen, welche unterhalb des Pavillon lag, und hier stundenlang zu sitzen.

Falkenstern ließ ihr durch Walter sagen, er wünsche, daß sie sich einen andern Platz zu ihren Abendspaziergängen wähle, dessenungeachtet aber war Gurli am nächsten Abend wieder auf der Brücke zu sehen.

Falkenstern kam nun selbst zu ihr heraus.

„Gurli", sagte er, „es steht dir frei, das ganze Gebäude, den Park, den Garten und alles, was zu Birgersborg gehört, zu deinem Vergnügen zu benutzen, dafern mir nur dieser Ort hier für meine eigene Person überlassen bleibt."

Gurli entfernte sich schweigend und ging auf die Terrasse, wo Walter sie aufsuchte. Er kam von Falkenstern.

„Warum sind Sie auf die Brücke gegangen, nachdem ich Sie gebeten, dies nicht zu thun?" fragte er.

„Aus dem einfachen Grunde, weil es mir dort gefiel", antwortete Gurli und klopfte Felix, ihren treuen Begleiter, auf den Kopf.

„Aber nicht wahr, Gurli, Sie versprechen mir, es nicht wieder zu thun?"

„Lieber Walter, das kann ich nicht", rief Gurli lachend, „denn wenn ich morgen einen heftigen Drang fühle, dorthin zu gehen, so kann ich demselben nicht widerstehen."

„Aber dadurch erzürnen Sie den Kapitän und daran thun Sie übel. Ihre Pflicht und Ihr Interesse müssen Ihnen gebieten, ihm den Willen zu thun."

„Gebietet die Pflicht mir wirklich, nicht auf die Brücke

zu gehen? Dies kann ich nicht begreifen. Uebrigens, lieber Walter, sehe ich es nicht gern, daß man mit mir von meiner Schuldigkeit spreche. Ich will davon nichts wissen."

„Aber wenn Sie sich auch nicht darum kümmern, so sollten Sie gleichwol mit neunzehn Jahren an Ihren Vortheil denken."

„Liegt dieser denn darin, daß ich nicht dorthin gehe?" rief Gurli lachend.

„Ja wohl, versteht sich", antwortete Walter, indem er seine schlauen, schwarzen Augen auf Gurli heftete. „Wenn der Kapitän Ihnen abgeneigt wird, so können Sie auf die Hoffnung, einmal seine Erbin zu werden, nur immer verzichten."

Gurli sprang auf. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten, und sie rief mit jugendlichem Uebermuth:

„Und Sie glauben, Walter, daß ich irgendetwas in der Absicht thun werde, meinen Stiefvater zu beerben? Nein, ich mag von seinem Gelde keinen Schilling. Das größte Unglück, welches mir begegnen könnte, wäre, seine Erbin zu werden. Lieber will ich mein Brot erbetteln, als Besitzerin von Birgersborg werden."

„Du brauchst dich nicht zu ereifern", sagte in diesem Augenblick eine Stimme von der Saalthür her. „Von diesem Unglück wirst du ganz bestimmt verschont bleiben."

Gurli sah sich um; auf der Schwelle stand Falkenstern und betrachtete sie mit einem Blick düstern Hohnes.

Von diesem Abend an geschah es oft, daß Falkenstern, wie zufällig, Gurli in den Weg kam.

Saß sie lesend im Park, so kam er und nahm neben ihr Platz. Das Kinn auf den Stock stützend, konnte er ganze Stunden sitzen und sie schweigend betrachten. Erhob er sich dann, um zu gehen, so legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte:

„Bleib."

Gurli gehorchte diesem Geheiß stets.

Ritt Gurli allein oder in Elisabeth's Gesellschaft aus, so geschah es meistentheils, daß Falkenstern hinter ihnen hergalopirt kam und dann schweigend nebenher reitend seinen Weg fortsetzte.

So war der Mai vergangen und der Juni hatte begonnen.

Es war ein schöner Sonntagsmorgen. Gurli begab sich zeitig von Birgersborg hinweg, um das Grab ihrer Mutter zu besuchen.

Sie trug einen mit Blumen gefüllten Korb arm Arme. Ihr Antlitz war strahlend heiter, und sie ging mit raschen, elastischen Schritten, bis sie den Kirchhof erreichte.

Am Eingang desselben blieb sie einen Augenblick stehen. Der Ausdruck ihrer Züge veränderte sich. Ein leichter Schleier von wehmüthigem Ernst breitete sich darüber, und als sie den Begräbnißplatz betrat, hatte ihr ganzes Wesen etwas Andächtiges und Ehrerbietiges.

Sie ging auf das Grab zu, an dessen Fuß sie niederkniete. Ihre Arme um das weiße Marmorkreuz schlingend, drückte sie die Lippen darauf und flüsterte unzusammenhängende Worte, welche die grenzenlose Liebe verriethen, welche noch in ihrer Seele für die theuere Verstorbene lebte.

Eine lange, lange Weile blieb sie so, nicht zu Gott betend, wie der gethan haben würde, welcher zu beten versteht, sondern nur zu der theuern Heimgegangenen sprechend.

Sie erhob sich, nachdem sie ihren Gefühlen auf diese Weise Luft gemacht, und wollte eben anfangen, das Grab mit den mitgebrachten Blumen zu schmücken, als Falkenstern vor ihr stand.

Er hatte, als Gurli den Kirchhof betrat, auf dem Grabe gesessen, sich aber, als sie sich näherte, hinter einen Baum zurückgezogen.

In jedem Zuge des düstern Mannes stand ein Herzenskummer zu lesen, der von der Art war, daß er keiner

Blumen für die Gruft bedurfte, welche alles barg, was er im Leben geliebt.

„Schmücke das Grab deiner Mutter und laß uns dann fortgehen“, sagte er.

Auf das Marmorkreuz gestützt, betrachtete er Gurli, während diese sorgfältig ihre Blumen und Kränze auf den Grabhügel niederlegte.

Als dies geschehen war, verließen sie schweigend den Kirchhof.

Sie waren eine ziemliche Strecke gegangen, als Falkenstern das Schweigen brach.

„Die beiden Cousins, welche während des letzten Jahres eine Reise durch Europa gemacht, kommen schon diese Woche nach Birgersborg zurück“, sagte er. „Sie werden hier mit ihren Aeltern zusammentreffen, deren Ankunft in einigen Tagen zu erwarten steht. Weißt du, weshalb diese Menschen hierherkommen?“

Gurli beantwortete diese Frage mit Nein.

„Ich will dir es sagen. Ehe diese Bäume wieder ihr Laub verlieren, ruhe ich wahrscheinlich unter demselben Rasen, wie deine Mutter. Dann hat der Tod uns wieder vereinigt.“

Gurli blieb stehen und sah ihn an.

Es war ihr nie eingefallen, daß er krank sei, noch weniger, daß er sterben könne, und auch jetzt, wo ihre Augen sich auf sein bleichgelbes Gesicht hefteten, schien es ihr nicht denkbar, daß diese scharfen und glänzenden Augen erlöschen könnten.

Falkenstern war mit ihr zugleich stehen geblieben, als ob er ihre Gedanken erriethe. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

„Ich werde also sterben und meinen ganzen Reichthum einem andern hinterlassen. Ich will mein Testament aufsetzen und habe ebendeswegen meine Verwandten zusammenrufen lassen; nicht um ihnen den Inhalt des-

selben mitzutheilen, sondern um sie zugegen sein zu lassen, wenn es unterschrieben und beglaubigt wird."

Er schwieg einen Augenblick und setzte die unterbrochene Wanderung fort.

„Hätte zwischen dir und mir ein Band des Wohlwollens und der Zuneigung bestanden", hob er wieder an, „so wäre es mehr als wahrscheinlich gewesen, daß du meine Erbin geworden wärest; aber schon von dem ersten Augenblick meiner Ehe mit deiner Mutter an, sind wir zwei einander feindselige Elemente gewesen. Ich konnte dir niemals die Zärtlichkeit verzeihen, welche Anna für ihr Kind hegte, und du mir niemals die Liebe, die sie ihrem Gatten schenkte. Du, das Kind, und ich, der Mann, sind ein jedes von gegenseitiger Erbitterung beherrscht worden."

„Das ist wahr", flüsterte Gurli.

„Anna bat mich auf ihrem Sterbebett, dich zu lieben. Dies konnte ich ihr nicht versprechen, aber ich gab ihr mein Wort, daß du in mir eine väterliche Stütze haben solltest, daß ich über deinem künftigen Wohl wachen und dir die Abneigung, die ich gegen dich hegte, niemals fühlen lassen wollte. Hab' ich dieses Versprechen gehalten?"

„Ja", stammelte Gurli.

Falkenstern nahm seinen Strohhut ab und setzte sich auf einen Stein am Rande des Wegs.

„Hättest du bei meiner Heimkehr vor zwei Jahren dich mir genähert, oder gezeigt, daß du die Eifersucht, die zwischen uns geherrscht, vergessen, so wäre Anna's Tochter mir vielleicht theuer geworden, sie hätte dann meine Trauer mindern und mich mit meinem Verlust aussöhnen können. Du thatst aber nichts um mir zu beweisen, daß der Gatte deiner Mutter für dich etwas anderes sei als eine Person, deren Anblick du zu entfliehen suchtest. Unsere Herzen bergen jetzt noch ebenso, wie vor dem Tode deiner Mutter, nur Bitterkeit gegeneinander. Das bei-

nige ist, obschon jung, doch in diesem Fall ebenso hart wie das meinige."

Gurli schien bewegt zu sein. Falkenstern sah sie scharf an und fuhr fort:

„Wie hart, wie gefühllos, eigennützig und egoistisch wir Menschen auch sein mögen, so hat uns doch die Natur den Instinct eingeflanzt, hier im Leben etwas besitzen oder etwas lieben zu wollen. Du hast diesen da lieb" — er zeigte mit dem Stock auf Felix —, „ich, mein Reitpferd."

Ein bitteres, höhnisches Lächeln kräuselte seine Lippen. Er fuhr fort:

„Der Tod hat mich meiner Kinder und meiner Gattin beraubt, und als ich allein und des Umherschweifens in der Welt müde, vom Kummer verzehrt zurückkam und in die Kirche trat, wo du zum ersten mal an Gottes Altar knietest, wünschte ich, daß du meine Tochter wärest, daß du mich als deinen Vater lieben könntest. Die vergangenen zwei Jahre haben mir die Unmöglichkeit hiervon bewiesen. Du hast nichts gethan, um das Alter deines Stiefvaters und seine letzten Tage zu erheitern, sondern ihn achtlos seinem Schicksal überlassen. Ich bin dir daher nichts schuldig. Ich habe gehalten, was ich in Bezug auf dich versprochen, und weitere Ansprüche hast du nicht an mich. Ich trete deinem Rechte nicht zu nahe, wenn ich dich in meinem Testament von jeder Erbschaft ausschließe."

„Gewiß nicht", fiel Gurli ein, „und ich fühle mich glücklich in dem Bewußtsein, nicht zu denen gerechnet werden zu können, welche erben werden. Wenn es mir stets widerlich gewesen ist, zu denken, daß ich pecuniären Vortheil von dem Gatten meiner Mutter haben sollte, so wäre es mir jetzt geradezu schmerzlich und peinlich, weil ich fühle, daß es ein Gnadengeschenk wäre, welches ich nicht verdient habe. Ich danke Ihnen daher, mein Vater, daß Sie mich damit verschonen wollen."

Gurli ging mit einem so demüthigen Blick auf ihren Stiefvater zu, daß er davon überrascht ward. Sie ergriff seine Hand, führte dieselbe an ihre Lippen und fuhr in bewegtem Tone fort:

„Und nun, da ich nicht mehr des Eigennutzes beschuldigt werden kann, wenn ich mich meinem Stiefvater zu nähern suche, sage ich: Vergessen Sie, wie schlecht ich gewesen bin, wie egoistisch ich mich gezeigt, und gestatten Sie mir, durch meine Bemühungen und meine Zuneigung das noch übrige Leben meines Vaters weniger schwer zu machen."

Gurli war zu Falkenstern's Füßen in das Gras niedergesunken. Sie schloß seine Hände in die ihrigen und blickte mit thränenschweren Augen zu ihm auf, während sie mit bebender Stimme hinzusetzte:

„Von dem Augenblick an, wo ich von Papa den Brief meiner Mutter erhielt, habe ich gewünscht, innig gewünscht, mich dem Mann nähern zu können, welchen sie noch im Tode liebte, und welchen sie mir gebot lieb zu haben. Mein stolzes Herz aber konnte ihm nicht entgegengehen, es konnte nicht den ersten Schritt thun; ich war dazu zu arm, Papa zu reich. Ich verabscheute diesen Reichthum, welcher, wie ich glaubte, uns für immer trennte. Ich ward halsstarrig und undankbar, um meiner ganzen Umgebung zu zeigen, wie wenig ich danach fragte, ob ich bei meinem reichen Stiefvater in Gunst stände, gerade deshalb, weil ich aus Klugheit anders hätte handeln sollen."

„Und deswegen übertratest du auch mein Verbot und gingst hinunter auf die Brücke?"

„Nein, deshalb nicht", entgegnete Gurli, indem sie anfing zu weinen. „Ich wünschte dadurch Papa zu bewegen, herauszukommen, mich anzureden, etwas zu sagen, wodurch wir zu einer Erklärung kommen könnten, die mich meinem Vater näherte."

Gurli lehnte ihre Stirn auf Falkenstern's Hand. Eine lange Pause entstand.

„Gut, ich habe dich verstanden", sagte er. „Steh auf und laß uns unsern Weg fortsetzen."

Gurli blickte schnell in Falkenstern's Gesicht empor. Ihre Thränen verschwanden, und sie drückte seine Hand heftig an ihr Herz.

Sie setzten nun ihren Weg nach Birgersborg weiter fort.

„Da wir einmal von Geschäften sprechen", hob Falkenstern an, „so will ich dir sagen, daß dein väterliches Erbtheil, welches bei meiner Vermählung mit deiner Mutter achttausend Reichsthaler betrug, während der dreizehn Jahre, die es vortheilhaft angelegt gewesen ist, sich so verzinst hat, daß du bei meinem Tode durch dieses Kapital vollkommen gegen alle materielle Abhängigkeit geschützt bist. Du wirst nicht gerade ein reiches Mädchen, aber doch in den Stand gesetzt, von den Zinsen, die dein Kapital abwirft, ruhig und sorgenfrei zu leben."

„Und dies habe ich niemand anders zu danken als —"

„Deiner Mutter", unterbrach Falkenstern sie kurz.

Drittes Kapitel.

Vater und Tochter waren diesen Tag viel beisammen.

Elisabeth fand kaum Worte, um Tante Katharine ihr Erstaunen über das neue und freundliche Verhältniß zwischen Falkenstern und Gurli zu erkennen zu geben.

Allerdings sprachen sie nicht sehr viel miteinander, das wenige aber, was sie sprachen, entbehrte das frühere eiskalte Gepräge gänzlich.

Walter rieb sich die Hände und meinte, nun könnte es vielleicht nicht mehr zweifelhaft sein, wer einmal Birgersborg erben würde; Tante Katharine setzte aber ihre Brille auf, betrachtete den Mulatten durch dieselbe und erklärte, daß er sich in Bezug auf den Erben täusche, denn aller Wahrscheinlichkeit nach werde Stephan derselbe sein.

Zwei Tage nach Falkenstern's und Gurli's Begegnung auf dem Kirchhofe trafen Beate von Stral, die kürzlich Witwe geworden, und Mathilde Brun mit ihrem Gatten ein.

Die erstere hatte ihren Sohn, den sie nun wieder=

sehen sollte, seit sieben Jahren nicht gesehen. Sie war schweigsam und einsilbig, hatte aber ein wachsames Auge für alles, was um sie her vorging, obschon sie das, was sie dachte, hinter frommer Demuth zu bergen suchte.

Falkenstern hatte sie brieflich auffordern lassen, nach Birgersborg zu kommen, um hier mit ihrem Sohn zusammenzutreffen.

Beate begrüßte Gurli mit Thränen und äußerte einige fromme Wünsche, welche die Wirkung hatten, daß Gurli die Stirn runzelte und im stillen Tante Beate abscheulich und unerträglich fand.

Mathilde war nach Gurli's Meinung eine bescheidene Null. Dieses Urtheil hatte sie schon bei Mathildens früherm Besuch über sie gefällt.

Am meisten gefiel Gurli der muntere Brun, ein echter Seemann an Körper und Geist.

Eine Woche, nachdem diese Gäste auf Birgersborg eingetroffen waren, langten auch Blom, Allon und Stephan an.

Mit jubelnder Freude hieß Gurli ihren frühern Lehrer willkommen, und mit halb schelmischem, halb verlegenem Lächeln reichte sie Allon die Hand.

Bei Blom's und Allon's Anblick ward Gurli so heiter, daß sie nicht einen einzigen Blick auf Stephan warf, welcher zuletzt aus dem Wagen stieg und auch zuletzt die Treppe heraufkam, auf deren oberster Stufe Gurli stand.

Allon hatte mit Wärme Gurli's Hand geküßt. Man sah, daß das Interesse, welches er früher für sie gefaßt, durch die Trennung nicht abgekühlt worden war, sondern eher an Stärke gewonnen hatte.

Es dauerte einige Secunden, ehe Allon auf die Seite trat, um Stephan Platz zu machen; als dies aber geschah,

trat Gurli ein paar Schritte zurück, so frappirt war sie vor seiner äußern Erscheinung.

Es war nicht mehr ein Jüngling, den sie vor sich hatte, sondern ein Mann, von schlankem, muskulösem Körperbau, mit regelmäßigen Zügen, stolzer Haltung und vollkommen unbefangenen Bewegungen. Er begrüßte sie artig, aber kalt.

Gurli's Ueberraschung war so in die Augen fallend, daß sie Stephan's Lippen ein feines Lächeln entlockte, und er sagte:

„Ich glaube, Gurli, es kostet dir Mühe, mich wiederzuerkennen.“

„Ja, allerdings“, antwortete Gurli. „Es ist, als ob zwischen jedem male, wo wir einander sahen, eine besondere Umgestaltung mit dir vorginge.“

„Dies kann ich auch von dir sagen. Du hast dich, seitdem wir uns das letzte mal sahen, sehr verändert.“

„Natürlich zu meinem Vortheil“, setzte Gurli, die nun ihre ungezwungene Art und Weise wiedergewonnen, hinzu.

„Wenigstens könnte ich mich unmöglich soweit vergessen, das Gegentheil zu behaupten“, antwortete Stephan.

Gurli erröthete und nahm Allon's dargebotenen Arm, um sich von ihm nach der Terrasse führen zu lassen, wo Falkenstern und seine Cousinen sich befanden.

Eine Woche nach Ankunft der letzten Gäste ward das Testament von dem Bezirksrichter aufgesetzt und in Beatens, Mathildens und Brun's Beisein unterschrieben und beglaubigt, obschon ohne daß irgendjemand außer Falkenstern und dem Bezirksrichter, der es aufgesetzt, den Inhalt kannte.

Am Nachmittag, nachdem dieses entscheidende Document unterzeichnet war, setzte der Bezirksrichter sich neben Mathilde Brun und wünschte ihr Glück, einen Sohn von so ungewöhnlichen und reichen Geistesgaben, wie Stephan, zu haben.

Beate kniff die Lippen zusammen und dachte:

„Es ist sicher, daß Stephan der Erbe wird, da dieser Mann sich bei der Mutter des künftigen Erben einzuschmeicheln sucht. Wäre Allon dazu ausersehen, so hätte er seine Artigkeiten an mich verschwendet."

Gleich darauf näherte der Bezirksrichter sich Beaten.

„Wie ich gehört habe, beabsichtigt ihr Sohn die Kanzleicarrière zu machen, gnädige Frau", sagte er, indem er neben ihr Platz nahm. Er scheint in jeder Beziehung sich rühmen zu können, ein Schoskind des Glücks zu sein."

„Ja, Gott ist sehr gnädig gegen ihn gewesen und hat ihm in seiner Güte das Wohlwollen meines Cousin zugewendet", entgegnete Beate mit einem Blick gen Himmel. „Ohne Falkenstern's Hülfe wäre es Allon nie möglich geworden, die Erziehung zu erhalten, die er bekommen hat. Ich fürchte nur, daß — daß — daß er ein wenig verwöhnt worden ist. Wenn es jetzt dem Herrn über Leben und Tod gefiele, meinen Cousin abzurufen, so würde es Allon sehr schwer werden, sich plötzlich in einen Referendar verwandelt zu sehen, der unter Entbehrungen um das tägliche Brot arbeiten muß, nachdem er bisjetzt noch nicht erfahren, was Mangel und Sparsamkeit zu bedeuten hat."

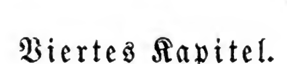
„Ich kann Ihnen heilig versichern, gnädige Frau, daß der junge Herr von Stral von einem solchen Schicksal niemals getroffen werden wird. Das Document, welches heute unterzeichnet worden, stellt ihn vollkommen sicher dagegen. Ich kann nicht anders als Ihnen in Bezug auf ihren Sohn Glück wünschen."

Der Bezirksrichter ging. Beate suchte sich seine Worte zu erklären. Endlich murmelte sie bei sich selbst:

„Sollte das Vermögen zwischen Stephan und Allon getheilt worden sein?"

Ehe es aber noch Abend ward, ging unter den Leuten im Hause das Gerücht, das Testament sei ausschließ-

lich zu Allon's Vortheil abgefaßt. Auf welchem Grund dieses Gerücht ruhte, konnte man nicht so genau sagen. Der Diener des Kapitäns aber hatte gesagt, er habe, während er den Tisch zurechtgerückt, das Concept zu dem Testament gesehen, und in diesem habe gestanden, daß Allon alles zusammen erben solle.



Viertes Kapitel.

Nach diesem merkwürdigen Tag folgten einige, die weiter nichts Bemerkenswerthes hatten, als daß Kapitän Brun abermals Birgersborg verließ, um sich nach Gothenburg zu begeben, wo das amerikanische Schiff, welches er führte, vor Anker lag.

Er beabsichtigte, ehe dasselbe segelklar würde, wiederzukommen und Abschied von Mathilde zu nehmen, welche ihn diesmal nicht begleiten sollte, was sie seit der Zeit, wo er Schweden verließ, um sein Glück in amerikanischen Diensten zu versuchen, bisjetzt stets gethan hatte.

Am Tage nach Kapitän Brun's Abreise war Gurli ganz zeitig des Morgens am Grabe ihrer Mutter gewesen, um es mit Blumen zu schmücken.

Als sie davon zurückkehrte, nahm sie den Weg durch den Park und hinunter nach dem Strand.

Hier nahm sie ihren Hut ab und setzte sich einen Augenblick auf denselben Stein, auf welchem sie an dem Abend gesessen, wo Allon sie vor zwei Jahren fragte, ob sie ihn lieb habe.

Der Morgenwind kräuselte leicht die klare Fläche des Sees, spielte mit Gurli's Haar, liebkoste ihre Wangen,

und küßte die Blumen, welche von ihren Stengeln herabnickten.

Ein Ausdruck von Unruhe lag auf ihren beweglichen Zügen. Es sah aus, als ob sie an diesem Tage nicht den Frieden gefunden hätte, den sie sonst stets am Grabe ihrer Mutter zu finden pflegte.

Als Gurli auf dem Steine Platz nahm, bemerkte sie nicht, daß in einiger Entfernung davon, am Fuße der großen Eiche, ein junger Mann lag.

Wenn aber auch sie ihn nicht bemerkte, so sah er doch sie recht wohl.

In dem Augenblick, wo Gurli sich setzte, hatte er sich emporgerichtet. An den Stamm der Eiche gelehnt, betrachtete er sie, und wir benutzen diese Gelegenheit, um einige Worte über ihre äußere Erscheinung zu sagen.

Gurli war nicht sehr lang, von schlankem, aber dabei kräftigem Körperbau. Die hochgewölbte Brust, die festen, runden Arme, das blühende Colorit ihrer Wangen, alles verrieth gute Gesundheit und starke Nerven.

Ihre Haltung war allerdings nicht die einer Königin, ebenso wenig als die einer Grazie oder Sylphide, wohl aber hatte sie etwas Ungezwungenes und Selbständiges. Sie bewegte sich mit jener Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, welche denen eigen zu sein pflegt, welche durch fortwährende Uebung ihres Körpers ihre Muskeln beherrschen gelernt haben.

In ihrem Wesen hatte sie nichts auffallend Edles oder Stolzes, sondern eher etwas von kindischem Trotz und kindischer Keckheit.

Unbekümmert, welchen Eindruck ihre Worte und ihr Benehmen auf andere machten, that sie sich keinen sonderlichen Zwang an.

Sie schien es als etwas Ausgemachtes zu betrachten, daß alles, was sie that und vornahm, erlaubt sei. Dies spiegelte sich auch in ihrem ganzen Thun und Wesen.

Ihre Gesichtszüge standen hiermit in vollkommenem Einklang. Dieselben waren unregelmäßig, aber gleichwol ungewöhnlich schön. Das hellblonde Haar umrahmte in kurzen Locken den Scheitel, und fiel hinter den Ohren und auf den Hals herab. Die Stirn war hoch und gewölbt, die Augen graublau, und nach den verschiedenen Eindrücken, die sie erfuhr, in allen möglichen Farben spielend. Die Stumpfnase und der mehr große als kleine Mund hatten einen Ausdruck von Uebermuth, der aber von einem schelmischen Lächeln fast fortwährend in den Hintergrund gedrängt ward.

Der Charakter dieses Gesichts hatte noch etwas Räthselhaftes, aus welchem Grunde es unbedingt fesseln und interessiren mußte.

Der junge Mann betrachtete Gurli eine lange Weile mit einem eigenthümlichen Ausdruck vom Interesse, als ob er in diesem unbewachten Augenblick in ihrer Seele zu lesen suchte. Wahrscheinlich aber fand er dies unmöglich und ging deshalb auf sie zu, indem er sagte:

„Ein schöner Morgen, Gurli.“

Die Angeredete wendete sich nach ihm herum.

„Ah, Stephan, es wundert mich fürwahr, daß du Gewicht auf einen schönen Morgen legst“, antwortete Gurli.

Während der Woche, welche Stephan nun in Birgersborg verlebt, hatten die beiden jungen Leute ihre Rollen vollständig getauscht. Früher war es Gurli, die Stephan reizte und ihn zur Zielscheibe ihrer Scherze und Sarkasmen machte; jetzt dagegen war er es, der, wenn sie beisammen waren, es sich zur Lust machte, auf eine oft sehr satirische Weise über Gurli's Grillen und sonderbare Ideen zu scherzen.

Gurli wehrte allerdings diese Angriffe ab, that dies aber mit größerer Mäßigung, als man von ihr erwartet hätte.

„Wie kannst du dich darüber wundern, daß das

Schöne mich anspricht?" hob Stephan jetzt wieder an und setzte sich in einiger Entfernung von ihr nieder.

„Allerdings, denn erst vor einigen Tagen lachtest du über mich, als ich entzückt über die Schönheit des Abends war."

„Wol möglich, daß ich das that, aber es kam daher, daß du in Ekstase geriethest. Ich begreife nicht diese Ausbrüche von übermäßigem Entzücken, welchen du dich bei dem mindesten, was dich anspricht, so leicht überläßsest. Um in Ekstase zu gerathen, dazu muß weit mehr gehören, als einige grüne Bäume und ein kleiner Binnensee."

„Zum Beispiel die Alpen der Schweiz. Unser altes Schweden ist zu einfach, als daß es von jemand bewundert werden könnte, der ein Jahr in Europa herumgereist ist."

„Wenn ich mich darauf legen wollte, für Berge, Bäume und grüne Wiesen zu schwärmen, so wären es aber doch keine andern als die schwedischen, die mich dazu verführen könnten. Ein schönes Naturgemälde macht im allgemeinen auf mich denselben Eindruck wie ein schönes Mädchen. Es schmeichelt meinem Auge; aber ich vergesse es, wenn dieses nicht mehr darauf weilt. Ich erlaube meinen Gedanken nicht, sich länger als einige Augenblicke dabei aufzuhalten."

„Aber wobei verweilt dein Gedanke denn", fragte Gurli lächelnd, „da er so hoch strebt, daß du die Natur und das Schönste, was sie aufzuweisen hat, als unbedeutende Dinge betrachtest?"

„Ist es vielleicht das Weib, was du das Schönste nennst?" fragte Stephan in spöttischem Ton.

„Allerdings; aber deine Frage war keine Antwort auf die meinige."

„Ich bitte um Verzeihung, beste Gurli; der Grund davon war der, daß wenn ich dir auch sagte, womit

meine Gedanken sich beschäftigten, du doch als Weib mich nicht verstehen würdest."

„Wirklich nicht?" entgegnete Gurli, indem sie einen ärgerlichen Blick auf Stephan warf. „Du kannst mir es aber doch immer sagen, indem du auf einen Augenblick von deinem hohen Standpunkt als Mann herabsteigst und dir einbildest, ich sei deinesgleichen."

„Das wird etwas schwierig sein, dennoch aber will ich es versuchen", antwortete Stephan lachend. „Wohlan, auch ich habe etwas, wofür ich schwärme und wovon meine Seele eingenommen ist."

„Und dieses Etwas — wie heißt es?" fiel Gurli ungeduldig ein.

„Du erwartest, daß ich sage: eine Hütte und ein Herz."

Stephan lachte, indem er dies sagte, setzte aber gleich darauf hinzu:

„Obschon du reitest, schwimmst, fährst, Schlittschuh läufst, fischest und auf die Jagd gehst, kurz alles bist, nur nicht weiblich, so würdest du doch nicht begreifen können, wie man für etwas anderes als den kleinen, blinden Knaben schwärmen kann. Du wirst daher lächeln, wenn ich dir sage, daß die Gottheit, vor welcher ich das Knie beuge, die Göttin des Wissens und der Kenntnisse ist."

Es trat Schweigen ein.

Gurli lachte nicht. Sie verhielt sich stumm und blickte auf den See hinaus.

Stephan trällerte eine Volksweise.

„Welche Lebensbahn beabsichtigst du zu wählen?" fragte Gurli ohne ihn anzusehen.

„Ich beabsichtige in den Dienst eines Weibes zu treten, welches, als ich noch Kind war, sehr unfreundlich gegen mich gewesen ist, und an welcher ich mich dadurch zu rächen gedenke, daß ich ihr Interesse wahrnehme."

Gurli sah ihn an.

„Merke wohl, Gurli", setzte Stephan hinzu „ich sagte, eines Weibes, nicht eines Kindes. Deinen Dienst meine ich sonach nicht."

„Ich habe auch gar nicht die Absicht, gelehrte Männer zu meinen Dienern zu machen", versicherte Gurli.

„Dann machst du aus der Noth eine Tugend, denn die Gelehrsamkeit unterwirft sich der Sklaverei ohnehin nicht."

„Das mag wol sein; aber ich habe noch nicht den Namen des Weibes gehört, welchem du dein ganzes Leben zu weihen gedenkst."

„Sie heißt die Gerechtigkeit."

„Dann hast du also die Absicht, Richter zu werden?"

„Ja, aber über andere, nicht über mich selbst."

Wieder trat eine Pause ein.

„Reitest du vielleicht heute Vormittag aus?" fragte Stephan und schlug mit seinem Stock die Spitzen der zarten Grashalme ab.

„Warum fragst du?"

„Weil ich mich erbieten wollte, dein Cavalier zu sein."

„Du!" rief Gurli erstaunt.

„Ja, ich. Es überrascht dich wol, zu hören, daß ich reite? Beste Gurli, in England habe ich diese edle Kunst gelernt, und wünsche nun Gelegenheit zu erhalten, dir zu beweisen, daß die Vorzüge, die du vor mir voraus hast, sich nun gänzlich auf deine Fertigkeit im Nähen und Stricken beschränken."

Gurli erhob sich. An der hastigen Bewegung merkte man, daß sie sich gereizt fühlte. Sie antwortete nicht, sondern begann auf dem Fußsteige weiter zu gehen.

Stephan folgte ihr.

„Nun", hob er wieder an, „nimmst du mich zu deinem Cavalier an, oder fürchtest du, daß der früher verspottete Stephan sein Pferd besser zu regieren verstehe, als du?"

„Durchaus nicht. Du kannst mich begleiten, wenn es dich einmal amusirt."

„Bist du bös?“

„Bös!“ wiederholte Gurli und sah ihn an. „Wenn ich wegen aller deiner boshaften Worte bös auf dich werden wollte, so hätte ich den ganzen Tag weiter nichts zu thun. Ich kann dir versichern, daß du mit deinen Ausfällen nicht im Stande bist, meinen Zorn zu erwecken.“

„Welch eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen uns!“ rief Stephan. „Als du Vergnügen daran fandest, mich lächerlich zu machen, konnte ich niemals verdrießlich darüber werden, und jetzt —“

„Jetzt findest du ein Vergnügen daran —“

„Dir die Wahrheit zu sagen, und diese kann dich nicht verdrießen. Es ist dies ein schöner Zug, Gurli, der uns in unserer gegenseitigen Achtung höher stellen muß.“

Gurli drehte mit ungeduldiger Bewegung ihren Hut in der Hand herum und wendete sich dann zu Stephan mit den Worten:

„Die Erinnerung an unsere Kindheit hat dich bitter und unversöhnlich gegen mich gemacht.“

„Nein, gegen eine schöne, neunzehnjährige Cousine ist man nicht bitter und unversöhnlich“, sagte Stephan artig. „Man erinnert sich blos dessen, was vorgefallen ist und vergißt es niemals.“

„Niemals?“ wiederholte Gurli.

Stephan's Gesicht veränderte sich und ward ernst. Er heftete seine Augen auf Gurli.

„Gurli, mein früheres Verweilen auf Birgersborg vergesse ich niemals. Dein Hohn vermochte damals gleichwol nicht auf meine Handlungen einzuwirken, wie unauslöschlich auch der Eindruck desselben war. Ich fuhr fort, mir Kenntnisse zu erwerben, während ich damals alles andere beiseite setzte. Du machtest mich auf die unbarmherzigste Weise zum Gegenstand deines Spottes. Ich wußte schon damals, daß der Tag kommen würde,

wo ich im Stande wäre, dir zu zeigen, daß alles, was du an einem Mann so hoch schätztest, untergeordnete Dinge seien. Dennoch wollte ich nicht um einer Lappalie willen das Wichtigste opfern, und ließ dich daher mich auslachen, bis ich mein Examen gemacht und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß meine Kenntnisse mich dem Bereich deiner Angriffe auf meine Person entrückten. Ich verschwendete die Zeit mit Reiten- oder Fechtenlernen u. s. w. nicht eher, als bis ich diese unbedeutenden Dinge dem hinzufügen konnte, was von größerm Werth ist. Auf dieselbe Weise, wie ich mir völlig dessen bewußt ward, was ich bin, prägte sich mir auch eine unauslöschliche Erinnerung an die Art und Weise ein, auf welche ich behandelt worden. Diese Erinnerung, Gurli, kann der Schnee der Vergessenheit niemals bedecken."

„Und warum sollte er dies auch?" fiel Gurli lächelnd ein. „All jener Hohn und Spott von meiner Seite hat ja die Folge gehabt, daß du ein vollkommener Gentleman, mit andern Worten, ein angenehmer Gesellschafter geworden bist. Wenn alles um und um kommt, so hast du dies meinen boshaften Ausfällen zu danken. Du bist also mein Schuldner."

„Dein Schuldner, Gurli, bin ich in der That, denn durch dich habe ich frühzeitig gelernt, mir von deinem Geschlecht so wenig Illusionen als möglich zu machen. Als ich vor zwei Jahren hier war und von dir lächerlich gemacht ward, war mein Herz noch gut und unverdorben. Ich lebte meinen Studien und opferte denselben alles, aber ich war noch zu jung, um der Wirkung der Nadelstiche, die du mir versetztest, zu widerstehen. Du hattest dadurch mein Gemüth erbittert. Während meines Verweilens im Ausland war deine Person allerdings für mich nicht vorhanden, dein Hohn aber lebte noch in meiner Erinnerung und machte mich zu dem, was ich bin — einem eleganten, jungen Mann, welcher seine Vorzüge, seine Ueberlegenheit und seine äußere Erscheinung benutzt, um

so viele Erfolge und so viele Zerstreuungen als möglich zu genießen, ohne zu fragen, was alles dies andern kostet. Der Gedanke an meine Kindheit, an mein ganzes Leben, bis ich den Fuß auf den Boden eines fremden Landes setzte, ist geeignet gewesen, aus meiner im Grunde guten Natur einen Egoisten zu machen. Eh bien, man ist so am glücklichsten und kommt, wenn man nur an sich denkt, am weitesten."

Diese letzten Worte sprach Stephan in leichtsinnigem Ton.

Gurli setzte ihren Weg mit nachdenklicher Miene fort und Stephan begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen.

Als sie an das Gitterthor kamen, welches in dem Garten führte, und Stephan dasselbe öffnete, blieb Gurli einen Augenblick stehen und sagte in sanftem Tone:

„Du kannst also die Vergangenheit nicht vergessen?"

„Gurli, du bist jetzt ein so reizendes Mädchen, daß es unverzeihlich wäre, wenn man dich vergessen wollte", entgegnete er scherzend.

„Stephan, ich spreche jetzt im Ernst. Können wir nicht Freunde sein?" fragte Gurli, indem sie ihm die Hand bot.

„Niemals!" antwortete er in bestimmtem Ton und stieß ihre Hand zurück. „Das Wort Freundschaft zwischen uns wäre ein Hohn."

Gurli sprang durch das Gitterthor und eilte weiter nach der Orangerie, wo sie sich eifrig mit ihren vielen Blumen zu beschäftigen begann.

Fünftes Kapitel.

Eine Stunde war verflossen.

Gurli war in die sogenannte kleine Orangerie hineingegangen, in welcher sich nur kleinere Topfgewächse befanden, und stand eben im Begriff, sich mit großem Interesse mit ihren Pfleglingen zu beschäftigen, als ein paar Redende in die anstoßende große Orangerie traten.

Sie unterschied deutlich Tante Beatens Stimme, welche Gurli's Namen nannte.

Dies reizte die Neugier des jungen Mädchens und sie schlich sich näher, um an der zwischen beiden Räumen geschlossenen Thür zu horchen.

In einem Ton, welcher verrieth, daß sie sehr misvergnügt war, sagte Frau Beate:

„Ich sage dir, Allon, daß deine übertriebene Artigkeit gegen Gurli mir misfällt. Jetzt, nachdem es mir gelungen ist, von Falkenstern's Diener zu erfahren, daß du der eigentliche Erbe sein wirst, verlange ich, daß du damit aufhörst. Deine Aufmerksamkeit gegen das Mädchen war ganz klug, solange man Grund hatte, zu vermuthen, daß sie Falkenstern beerben würde; jetzt aber würde in

einer Fortsetzung dieses Benehmens auch nicht ein Funken gesunder Menschenverstand liegen. Gurli bekommt keinen Schilling mehr, als was ihr Vater ihr hinterlassen hat. Ich hoffe, du wirst sonach einsehen, daß Gurli niemals eine passende Frau für dich sein kann, der du nach dem Tod des Onkels ein sehr reicher Mann wirst."

„Bist du fertig, Mama?" fragte Allon.

„Ja."

„Nun, dann nehme ich das Wort. Erstens mußt du bedenken, Mama, daß ich fünfundzwanzig Jahre alt und folglich längst mündig und Herr meiner Handlungen bin, und zweitens, daß ich Gurli liebe."

„Was das für albernes Geschwätz ist!" rief Beate.

„Ich bitte dich, Mama, mich anzuhören ohne mich zu unterbrechen. Der Augenblick zu einer kleinen Erklärung zwischen uns ist da, und obschon ich gewünscht hätte, derselben jetzt, wo wir zum ersten mal nach so langjähriger Trennung wieder zusammentreffen, überhoben zu sein, so sehe ich mich gleichwol dazu gezwungen. Ich muß dir unverhohlen sagen, Mama, daß, wenn ich heute einigen Begriff von Ehre und Gewissen habe, dies weder dein noch Grönlund's Verdienst ist. Ihr habt beide vielmehr alles gethan, um diese bessern Gefühle in meiner Brust zu morden und mich in einen erbärmlichen eigennützigen Menschen zu verwandeln, welcher, um in den Besitz des elenden Goldes, welches der Onkel besitzt, zu gelangen, sich zu allen möglichen Schlechtigkeiten erniedrigt. Ich war auch wirklich schon auf dem besten Wege, ein solcher scheinheiliger Betrüger zu werden, wie Grönlund ist, als ich glücklicherweise von seinem verabscheuenswerthen Einfluß befreit ward. Du und er, ihr lehrtet mich heucheln und lügen, um mich einzuschmeicheln; ihr lehrtet mich Stephan und Gurli hassen und ihnen bei allen Gelegenheiten zu schaden zu suchen. Ja, es war euch gelungen, mich so weit zu bringen, daß ich mich, um mich für eine von Blom erlittene gerechte Bestrafung zu rächen, einer Brand-

stiftung schuldig machte und eine falsche Anklage erhob. Ich hatte somit den Fuß schon auf den Weg gesetzt, welcher zu Verbrechen und Erniedrigung führt. Daß ich geworden, was ich in diesem Augenblick bin, und daß ich mein Examen machen gekonnt, dies habe ich einzig und allein Blom's strengen Grundsätzen, unbestechlicher Redlichkeit und ernster Führung zu danken. Je klarer aber meine Begriffe von Ehre und Recht wurden, desto geringer ward meine Ehrerbietung gegen dich. Wenn eine Mutter die Achtung ihres Kindes verloren hat, dann hat sie auch alle Macht über das Herz desselben verloren. Deine Stimme ist deshalb bei der Wahl meiner Gattin für mich ohne alle Bedeutung. Ueber meine Zukunft und mein Glück bestimme nur ich allein. Ich liebe Gurli jetzt ebenso sehr, als ich sie in jüngern Jahren verabscheute. Möge sie nun arm oder reich werden, so ändert dies nichts in meinem Gefühl und meinem Entschluß, sie zu meinem Weibe zu machen. Schon vor zwei Jahren, als ich sie nach Verlauf mehrerer Jahre wiedersah, wendete mein Gefühl sich ihr so ernstlich zu, daß es über mein ganzes Leben entscheiden zu sollen schien. Nach dieser Erklärung begreifst du wol, Mama, daß es nicht der Mühe lohnt, noch weitere Worte an diese Sache zu verschwenden. Jeder Versuch von deiner Seite, Mama, auf mich einzuwirken, würde nur die Folge haben, daß ich dir noch mehr unangenehme Dinge sagen müßte, als ich dir schon gesagt habe, und damit wollen wir diesen Gegenstand ruhen lassen."

Man hörte etwas, was wie Schluchzen klang, dann eine mehrmals von Thränen unterbrochene Klage über Allon's Undankbarkeit gegen seine Mutter, und eine beinahe herzzerreißende Schilderung, wie sehr Beate ihren Sohn liebe. Für ihn und seine Zukunft sei sie bereit gewesen, alles zu opfern, und wenn sie bei Anwendung der Mittel, deren sie sich bedient, gefehlt, so habe sie zur Sühne dafür ihr Leben steten Andachtsübungen und der

Verzichtleistung auf alle jene irdischen Freuden geweiht, welche sie noch geliebt.

Allon's Entgegnung hierauf war kalt, beinahe bitter. Man hörte, daß der Schmerz, welchen seine Mutter fühlte, nicht den Weg zu seinem Herzen fand.

Der strengste Richter, den ein Mensch finden kann, sind gewöhnlich seine Kinder, wenn sie irgendeinen Grund haben, ihre Aeltern anzuklagen.

Diese Erfahrung sollte auch Beate machen.

Da ihre Thränen und ihr Schmerz den Sohn nicht rührten, so erwachte der Zorn in ihr, und in der Hitze desselben sagte sie, ihr Sohn habe unter Blom's Führung die Liebe zu Gott und zu ihr mit Füßen treten gelernt.

Allon's Antwort war heftig, dann verließ er sie.

Gurli hörte Beate noch eine Weile weinen, dann ward es still, und einige Augenblicke später entfernte sie sich.

Nach dem Frühstück unternahmen Gurli, Elisabeth, Allon und Stephan einen Spazierritt.

Zu Allon's großem Verdruß erklärte Gurli, daß sie für diesen Tag Stephan zu ihrem Cavalier gewählt habe. Der junge Magister und sie ritten daher den andern beiden voran.

Stephan nahm sich mit seiner zierlichen, ungezwungenen Haltung zu Pferd sehr gut aus. Gurli mußte bei sich selbst gestehen, daß er die Zügel ebenso gut führte, wie irgendein alter erprobter Reiter.

Stephan plauderte von solchen Dingen, wovon er vermuthen konnte, daß Gurli sich dafür interessire, legte aber in alles, was er sagte, eine gewisse Ironie.

Sprach er mit Ernst oder einem Anschein von Wärme von dem, was edel oder schön war, so scherzte er in der nächsten Minute ganz unbarmherzig über dieselbe Sache, und wußte mit seiner satirischen Ader alles in ein lächerliches Licht zu stellen.

Gurli fühlte sich niedergeschlagen. Obschon sie keineswegs leicht empfindlich war, so machte doch dieses unbarmherzige Witzeln nicht blos über die menschlichen Schwachheiten, sondern auch über alles, was wir als groß und erhaben bewundern gelernt, einen so peinlichen Eindruck, daß sie sich froh und erleichtert fühlte, als der Spazierritt zu Ende war.

Sechstes Kapitel.

Allon zeigte nach der Unterredung mit seiner Mutter immer unverhohlener, wie lieb er Gurli hatte. Diese dagegen schien launenhafter und sonderbarer zu sein, als vorher. Einen Tag sah es aus als ob sie für Allon großes Interesse hegte, den andern wiederum als ob ihre ganze Freude darin bestünde, ihn durch ihre Veränderlichkeit zu peinigen und zu ermüden.

Alle Versuche Allon's, zu einer Erklärung mit ihr zu kommen, wußte sie zu vereiteln.

Es gab niemand, der nicht bemerkt hätte, wie ernstlich verliebt Allon in Gurli war, und gleichwol war kein Wort davon über seine Lippen gekommen.

Er hatte keinen innigern Wunsch, als ihr dies sagen zu können; Gurli aber schien ihrerseits fest beschlossen zu haben, einer entscheidenden Erklärung auszuweichen.

Stephan blieb so, wie er von Anfang seines Wiederauftretens an sich gezeigt, und oft gingen seine Sarkasmen gegen Gurli so weit, daß Tante Katharine mit ihrem gewöhnlichen: „Na, das muß ich sagen, das muß ich sagen“, eine kleine moralische Vorlesung einleitete, welche

mit der Erklärung endete, daß sie ihn gar nicht wider-erkenne, daß er sich bedeutend verschlimmert habe u. s. w.

Bei dergleichen Gelegenheiten schloß Stephan gewöhn- die Alte in seine Arme, drehte sie ein paar mal im Kreise herum, und versicherte ihr dann, daß seine Anhänglichkeit an sie wenigstens sich nicht vermindert habe.

Er war in diesen Augenblicken so schön, daß Tante Katharine ihre Moralpredigt einstellte, bis sich ein neuer Anlaß zu einer Rede ergab, die auf dieselbe Weise wieder unterbrochen ward.

Inzwischen amusirte man sich auf Birgersborg soviel man konnte, besuchte und empfing Nachbarn, stellte Lustpartien an, arrangirte kleine Feste und Bootfahrten, und diese Vergnügungen liehen der Zeit Flügel.

Plötzlich zog Gurli sich von allen diesen Lustbarkeiten zurück und nahm keinen Theil mehr daran.

Sie brachte mehrere Stunden täglich bei Falkenstern zu, welcher jetzt niemals mehr unter den andern sichtbar war.

Sie hatte nämlich zu bemerken geglaubt, daß mit seinem Aussehen eine sichtbare Veränderung stattgefunden habe. Seine Augen hatten ihren Glanz verloren und waren eingesunken, die Wangen waren noch gelber, und obschon er es zu verbergen suchte, so bemerkte Gurli doch, daß ihm das Athmen viel schwerer ward als sonst.

Kaum hatte Gurli diese Beobachtungen gemacht, so brach sie mit dem heitern Leben, welches sie während der letztern Wochen geführt, und brachte ganze Tage bei ihrem Stiefvater zu.

Sie ließ dem Doctor sagen, sie fürchtete, ihr Stiefvater sei krank, und obschon Falkenstern den Arzt bei seinem ersten und zweiten Besuch kurz abspeiste, so kam dieser gleichwol wieder und drängte dem Kranken seine Rathschläge und Anordnungen fast mit Gewalt auf.

Endlich begann man allgemein zu argwohnen, daß Falkenstern unpäßlich sei, weil Gurli jetzt fortwährend bei

ihm war. Der Arzt beantwortete alle Fragen, die man an ihn stellte, ausweichend.

Falkenstern hatte nämlich sich der Behandlung des Arztes nur unter der Bedingung unterzogen, daß von seinem Unwohlsein nicht gesprochen würde.

So ging es ein paar Wochen, plötzlich aber verschlimmerte sich Falkenstern's Zustand so, daß der Kranke das Bett hüten mußte.

Nun ließ die Krankheit sich nicht mehr bemänteln, und es dauerte nicht lange, so wußten Beate und die andern, daß Falkenstern an einem chronischen Brustübel litt.

Gurli, Walter und Tante Katharine waren die einzigen, welche bisjetzt Zutritt zu seinem Zimmer gehabt; als aber die Krankheit rasche Fortschritte machte und es mit Falkenstern immer schlimmer und schlimmer ging, erlaubte er, daß Stephan und Allon abwechselnd mit den andern bei ihm wachten.

Man stand jetzt in den letzten Tagen des September.

Gurli hatte beinahe volle vierundzwanzig Stunden am Bett des Kranken zugebracht. Die Dämmerung war eingebrochen, und Stephan war gekommen, um Walter abzulösen, damit dieser einige Stunden ruhen könnte.

Falkenstern schlummerte.

Gurli saß zu den Füßen des Bettes auf einem Schemel, Stephan in halbliegender Stellung in einem Lehnstuhl.

Die Abenddämmerung stand im Begriff, dem Tag die Hand zum schließlichen Lebewohl zu reichen, ehe die Finsterniß die Erde in ihren undurchdringlichen Mantel hüllte.

In dem düstern Krankenzimmer brannte eine Nachtlampe, welche dasselbe nur unvollkommen erhellte, und die Gegenstände undeutlich sichtbar machte.

Stephan konnte nur mit Mühe Gurli's Gesichtszüge unterscheiden, auf welchen sein Blick ganz mechanisch ruhte.

In diesem Augenblick trat jemand in das äußere Zimmer.

Felix, der zu Gurli's Füßen lag, ließ ein schwaches Knurren hören, welches von Gurli sofort zum Schweigen gebracht ward; aber dennoch war es zu spät, denn Falkenstern erwachte.

Gurli stand auf und neigte sich über den Kranken, welcher in diesem Augenblick sie beim Arm erfaßte, sich heftig aufsetzte, und mit weitgeöffneten Augen nach der Thür stierte.

Sowol Gurli als Stephan schauten ebenfalls hin.

Auf der Schwelle stand eine hochgewachsene Frauengestalt. Das matte Licht der Lampe fiel auf ihr Antlitz, welches fast ebenso schwarz war wie die Nacht.

Die Frau, welche, offenbar um das Zimmer zu überschauen, auf der Schwelle stehen geblieben war, sagte in kaum verständlichem Schwedisch:

„Ich wünsche den Kapitän Bengt Falkenstern zu sprechen."

Bei dem Ton ihrer Stimme rief der Kranke:

„Bengt Falkenstern ist todt!"

Mit diesen Worten sank er leblos auf das Kissen zurück.

Die Fremde stürzte auf das Bett zu und stieß einen Schrei aus, wie ihn nur ein Herz ausstoßen kann, welches seine letzte Hoffnung verloren.

Alles gerieth sofort in den größten Aufruhr.

Der Arzt, Walter, Allon und Tante Katharine kamen hereingestürzt.

Unter der allgemeinen Verwirrung, und während die Aufmerksamkeit aller auf den anscheinend besinnungslosen Falkenstern gerichtet war, zog sich die Fremde auf die Seite und verschwand aus dem Zimmer.

Der Arzt legte seine Hand auf Falkenstern's Brust, und sagte nach wenigen Augenblicken in feierlich-ernstem Ton:

„Er ist todt!"

Welche Ereignisse der Tag auch gebracht haben möge, so kommt doch die Nacht und breitet ihr Dunkel darüber.

So war es auch mit dem Tage, an welchem der Besitzer von Birgersborg seine irdische Laufbahn schloß.

Alle hatten sich, nachdem sie Kunde davon erhalten, zurückgezogen, um die Ruhe der Nacht zu suchen oder über diesen Todesfall nachzudenken, welcher für die meisten Bewohner des alten Herrensitzes so bedeutungsvoll war.

Ganz allein an der Seite seines Herrn wachte Walter.

Allein in dem großen, düstern Zimmer des untern Stockwerks, welches Zimmer nur von einem einzigen Licht erhellt ward, dessen Schein auf das Gemälde hinter dem Kamin fiel, finden wir Gurli.

Der Blick, den sie auf den ausgestreckten Arm heftete, hatte etwas Aengstliches. Ihr ganzes Aussehen verrieth Angst und Schmerz.

Es sah aus, als ob sie von dem Gemälde die Lösung des Räthsels begehrte, welches sie marterte.

So hatte Gurli lange gestanden, als das Geräusch einer sich öffnenden Thür sie bewog, den Kopf herumzudrehen.

Stephan kam auf sie zu.

Ihre Augen begegneten sich.

Gurli zeigte auf das Gemälde und sagte in leisem Ton:

„Stephan, deinen Traum, hast du ihn vergessen?"

„Nein", war die Antwort.

„Wer war das Weib, welches gleichsam kam, um seinen letzten Seufzer zu empfangen?" hob Gurli wieder an.

„Frage das Grab, Gurli, denn nur dieses allein vermag hierauf Antwort zu geben."

Stephan fuhr sich mit der Hand über die Stirn und setzte hinzu:

„Es ist mir, als hörte ich noch jenen Schrei der Verzweiflung.“

„Aber wohin nahm sie ihren Weg? Wo finden wir sie wieder?“ rief Gurli und faßte Stephan am Arm.

Ein unheimliches Gewinsel, bei welchem Gurli ein Schauer durchrieselte, kam der Antwort auf ihre Frage zuvor.

Ohne ein Wort zu sprechen, eilte Gurli hinaus in die Hausflur. Sie fand hier Felix, der vor der Thür seines todten Herrn stand, und ein klagendes Geheul nach dem andern erhob.

Gurli lockte das treue Thier zu sich, und nahm es mit hinauf in ihr Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Mit Pomp und Glanz ward der reiche Bengt Falkenstern zur Erde bestattet und in dieselbe Gruft gesenkt, wo seine Kinder und beide Gattinnen schon vor ihm ihre Ruhestätte gefunden.

Walter war vom Ableben seines Herrn an bis zum Begräbniß desselben vor Schmerz wie betäubt gewesen.

Er sprach weder, noch antwortete er.

Nach dem Begräbniß schien er so ziemlich wieder der frühere zu sein. Allerdings scherzte er nicht und lachte auch nicht; aber doch sprach er mit allen und war ruhig.

Auf die Fragen, welche Gurli und Stephan in Bezug auf die Erscheinung der Unbekannten an ihn richteten, konnte oder wollte er keinen Bescheid geben. Er erklärte, er sei nicht im Stande, nähere Mittheilungen darüber zu machen.

Zwei Wochen nach Falkenstern's Tod sollte gemäß der Instruction, die er für diesen Fall dem Districtsrichter D. ertheilt, bei welchem das Testament sich in Verwahrung befand, dasselbe geöffnet werden.

Beate verlebte diese vierzehn Tage in einer unbeschreiblichen Aufregung, obschon der herablassende, gönner-

hafte Ton, welchen sie gegen alle annahm, bewies, daß sie mit Sicherheit glaubte, Allon werde der Erbe sein; eine Ueberzeugung, die, nachdem Falkenstern's Diener das Concept des Testaments gesehen, ein jeder theilte.

Endlich brach der wichtige Tag an.

Dem Willen des Erblassers gemäß sollten alle Bewohner von Birgersborg, Dienstleute und Untergebene, bei Eröffnung und Verlesung des Testaments zugegen sein. Des Raumes wegen mußte dies daher im großen Saale geschehen.

Frau von Stral saß auf einem der Sofas und hatte ihre Schwester links und Tante Katharine rechts neben sich. Allon, Stephan, Blom und Elisabeth nahmen das andere Ecksofa ein.

Am Fenster zwischen den beiden Sofas saß Gurli in tiefer Trauerkleidung und mit zerstreuter Miene hinaus ins Freie schauend.

Ihre Aufmerksamkeit schien ganz andern Dingen zugewendet zu sein als dem Auftritt, welcher hier stattfinden sollte.

An den Kamin gelehnt stand Walter, den Blick unverwandt auf Beate geheftet.

Jetzt ward das Siegel erbrochen, Beate wagte kaum Athmen zu holen.

Der Districtsrichter begann mit lauter, deutlicher Stimme das Testament vorzulesen, worin Bengt Falkenstern zum Universalerben aller seiner Besitzthümer, mit Ausnahme von Birgersborg, welches er verkauft — hier hielt der Districtsrichter inne und warf einen Blick auf die Versammlung —, seine Stieftochter Gurli Falkenstern einsetzte.

Ein zwiefacher Schmerzensausruf folgte hierauf. Der eine ging von Beate aus, welche nahe daran war, in Ohnmacht zu fallen, der andere von Gurli, welche von ihrem Platz aufsprang und ausrief:

„Nein, dies ist nicht möglich! Dieses Unglück hat mich nicht treffen können."

„Mein Fräulein, Sie sind Bengt Falkenstern's einzige Erbin", sagte der Districtsrichter, „und mit Ausnahme einiger kleinern Legate gehört Ihnen sein ganzes Vermögen."

Hierauf fuhr er in dem Verlesen des Testaments weiter fort:

— — — — — — Tante Katharine sollte bis zu ihrem Tode eine Pension von tausend Reichsthaler Reichsmünze genießen, Walter sollte für seine treuen Dienste eine Leibrente von tausend Reichsthaler Reichsmünze, und Lisa eine von vierhundert Reichsthaler erhalten. Blom und Elisabeth bekamen jedes fünftausend Reichsthaler als einen Beweis der Dankbarkeit des Verstorbenen.

Was Frau von Stral betraf, so war zu ihrem Vortheil keinerlei Verfügung getroffen.

Frau Brun, welche durch die nun verbesserte finanzielle Stellung ihres Gatten vor Mangel geschützt war, sollte zur Erinnerung alle Schmuck- und Nippsachen bekommen, welche Falkenstern's erste Gattin hinterlassen.

Ueberdies enthielt das Testament die Bestimmung, daß Gurli mit zurückgelegtem einundzwanzigsten Jahr sich mündig erklären lassen und dann alleiniger Herr ihres Vermögens und ihrer Handlungen sein solle.

Bis sie dieses Alter erreicht haben würde, waren zwei von Falkenstern bezeichnete Männer ihre Vormünder.

Ferner ward Gurli ein versiegeltes Schreiben des Verstorbenen überreicht, welcher wünschte, daß nur sie allein den Inhalt desselben erführe. Auch Allon und Stephan erhielten jeder ein solches von der Hand des Heimgegangenen.

Zuletzt ward ein Document verlesen, welches in einer Schenkungsurkunde für Gurli von ihrem Onkel mütterlicherseits bestand, welcher im Auslande gelebt und ganz kürzlich dort gestorben war.

Er hatte nämlich Birgersborg von Falkenstern gekauft, unter der Bedingung, daß dieser das Besitzthum bis zu seinem Tod gebrauchen und benutzen dürfe; dann aber sollte es im Fall des Ablebens des Onkels an Gurli fallen.

Sobald als das Verlesen dieser Papiere beendet war, und ehe noch der Districtsrichter Zeit gehabt hatte, sie wegzulegen, eilte Gurli aus dem Saal hinaus und hinauf in ihr Zimmer, wo sie sich einschloß.

Achtes Kapitel.

Herbst und Winter waren über Falkenstern's Grab dahingegangen. Der Hügel desselben war wieder grün.

Das Pfingstfest, mit Blumen im Haar, war da.

Die Glocken riefen zum Gottesdienst. Der Raum vor der Kirche von Arby war von Leuten, zum größten Theil aus der gemeinen Klasse, angefüllt, welche in ihren Sonntagskleidern, mit Gesangbüchern in den Händen, und andächtigem Ernst sich bereit machten, in den Tempel des Herrn zu treten, um mit Gebet und Lobgesängen das frohe Fest zu feiern.

Verstummt waren die Glocken, und die Andächtigen waren in die Kirche hineingegangen, als ein Reisewagen, mit Staub bedeckt und mit drei Pferden bespannt, vor dem Eingange zur Kirche halt machte.

Der Diener, welcher mit auf dem Kutscherbock saß, hatte nicht Zeit, herunterzuspringen und die Wagenthür zu öffnen, zu welcher eine junge Dame heraushüpfte.

Ohne den Kopf herumzudrehen, sagte sie zu ihrer Begleiterin, einer Dame von einigen dreißig Jahren:

„Beeile dich, Elisabeth; wir kommen sehr spät. Der Gottesdienst hat schon begonnen."

Elisabeth Stewart war schnell an Gurli Falkenstern's Seite, und beide gingen in die Kirche hinein.

Gurli schaute weder rechts noch links. Sie ging gerade auf die Bank zu, welche für die Bewohner von Birgersborg bestimmt war.

Während die Psalmen gesungen und die Gebete am Altar verrichtet wurden, saß Gurli auf ihrer Bank niedergebeugt, wie in Gebet versunken.

Als von der Kanzel die Worte ertönten: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes", richtete sie den Kopf wieder in die Höhe und heftete ihren Blick auf den Mann, welcher im Begriff stand, die Heilige Schrift auszulegen.

Die Predigt war einfach und warm.

Wieder brauste die Orgel. Wieder beugte Gurli sich tief auf ihrem Platze nieder. Der Segen ward vom Altar aus über die Gemeinde gesprochen, und der Gottesdienst war beendet.

Die Gemeinde entfernte sich; Gurli verharrte aber immer noch in derselben demüthigen, betenden Stellung.

Endlich erhob sie sich ebenfalls. Ihr Angesicht war von Thränen benetzt.

„Komm, laß uns gehen", sagte sie zu Elisabeth gewendet und drückte ihr die Hand.

Es waren acht Monate seit Falkenstern's Tod verflossen, und diese ganze Zeit hatte Gurli im Auslande verweilt.

Am Tage nach Eröffnung des Testaments hatte sie, ohne jemand anders zu sehen und zu sprechen als Walter, in Elisabeth's Begleitung Birgersborg verlassen und sich über Gothenburg nach England begeben.

Nun war sie von diesem ersten Ausflug wieder da und auf der Heimreise nach Birgersborg begriffen.

Aus der Kirche begab Gurli, nachdem sie Elisabeth ersucht, im Wagen Platz zu nehmen, sich ganz allein

an das Grab ihrer Mutter und ihres Stiefvaters, um hier niederzuknien.

Lang war das Gebet, welches sie hier verrichtete. Als sie sich hierauf wieder erhob, war ihr Gesicht ruhig und ernst.

Einen Augenblick später rollte der Reisewagen vom Kirchhof hinweg und auf Birgersborg zu.

Gurli saß in Schweigen versunken. Auch Elisabeth war still und nachdenklich; nach einer Weile aber wendete sie sich zu ihrer frühern Schülerin und sagte:

„In deiner Handlungsweise gibt es zwei Dinge, die ich nicht begreifen kann, beste Gurli.“

„Nun, so laß hören, was für welche es sind“, entgegnete Gurli und sah ihre Begleiterin an.

„Erstens begreife ich nicht, warum du so hartnäckig darauf bestandest, daß ich, obschon mein Amt als Lehrerin gänzlich aufgehört hat, bei dir bleiben und mit nach Schweden zurückkehren sollte.“

„Verstehst du wirklich nicht, weshalb ich dich bat, dies zu thun?“ fragte Gurli lächelnd.

„Nein. Wenn du ein gewöhnliches Mädchen wärest, so hätte ich es mir wol erklären können; aber so —“

„Ist es unmöglich. Nimm doch einmal an, daß ich ein gewöhnliches Mädchen wäre. Was hättest du dann wol als die Ursache betrachtet?“

„Deine Anhänglichkeit an mich. Ich hätte dann geglaubt, das Band der Freundschaft fesselte dich so sehr an mich, daß ich dir unentbehrlich geworden wäre und —“

„Sodaß du ein Ersatz für alles gewesen wärest, was der Tod mir genommen, willst du sagen“, fiel Gurli ein. „Jetzt dagegen kannst du dir nicht die Möglichkeit denken, daß ich in meiner Brust Zuneigung für etwas anderes hege als mich selbst.“

„Ich glaube ja, daß du dieselbe ebenso wenig für mich hegst als für jemand anders. Du bist viel zu kalt, als daß du deine Zuneigung irgendeinem Gegenstande,

dem Grabe deiner Mutter ausgenommen, schenken könntest."

Gurli warf sich in die Wagenecke zurück, fuhr sich mit dem Tuche über das Gesicht und schwieg einige Minuten. Dann sagte sie lachend:

„Mit andern Worten, Elisabeth, du hältst mich für eine Egoistin. Möglich, daß dem so ist, — ich weiß es selbst nicht; was ich aber weiß, ist, daß deine Worte einen schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht haben. Du, die du schon seit meinem dreizehnten Jahre mich begleitet und geführt, hast sonach nicht vermocht, die harte Schale meines Innern zu durchdringen und einen Blick in das Herz zu werfen, welches du unter deiner Obhut gehabt."

„Gurli", fiel Elisabeth lebhaft ein, „du hast mir dein Herz stets zu sorgfältig verschlossen, als daß ich einen Blick hätte hineinwerfen können. Du hast mir blos erlaubt, deinen Verstand auszubilden."

„Vielleicht ist dir dies so vorgekommen; aber ich hätte geglaubt, daß dein Auge dabei nicht stehen bleiben würde. Ich habe in der Ueberzeugung gelebt, du verstündest, daß meine Seele, obschon kalt und verschlossen, dennoch nicht so arm an Gefühl sei, um nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit an meiner so reichbegabten Lehrerin zu hängen. Wohlan, du bist nicht scharfsichtig genug gewesen, um dies zu entdecken, und deshalb schweigen meine Lippen. Seitdem meine Mutter heimgegangen, ist es mir sehr schwer geworden, mich durch Liebkosungen oder Zärtlichkeit jemand zu nähern. Wir wollen daher annehmen, es sei blos die Macht der Gewohnheit gewesen, welche mich an dich gefesselt. Ja, Elisabeth, ich fühle, daß ich mich verzehren und vor Sehnsucht sterben würde, wenn ich dich nicht täglich sehen und sprechen, wenn ich nicht deinen Worten lauschen und von denselben eine nützliche Lehre erhalten könnte. Studien, Musik, Malerei, jede Beschäftigung würde für mich gleichgültig und werthlos, wenn du nicht daran theilnähmst. Bildung, Cultur,

Menschen und Religion, alles verlöre sein Interesse, wenn man meinem intellectuellen Dasein dich raubte."

Gurli streckte die Hand aus und setzte lächelnd hinzu: „Du bist das belebende Princip meines Verstandes. Man entreiße dich mir, und ich verwandle mich in eine Blödsinnige. Hast du mich nun verstanden?"

„Vollkommen", antwortete Elisabeth und drückte ihrer Begleiterin die Hand mit einer Wärme, welche verrieth, daß sie wohl einsah, wie viel sie ihrer frühern Schülerin war.

Gurli hob wieder an:

„Und nun, nachdem ich dir klar gemacht, daß du das unentbehrlichste Element meines Daseins bist, hoffe ich, daß deine Freundschaft zu mir dir zuflüstere, daß wir uns niemals trennen können."

„Dann glaubst du also, daß ich Anhänglichkeit an dich hege?" sagte Elisabeth scherzend.

„Ich bin davon fest überzeugt."

„Aber ich habe dir dies ja niemals gesagt."

„O, du hast weit mehr gethan, du hast mir deine Freundschaft bewiesen."

„Dank für dieses Wort!" entgegnete Elisabeth und nickte Gurli zu.

„Und nun, Elisabeth, deine Hand darauf, daß du niemals die Rede darauf bringst, mich zu verlassen; es müßte denn sein, daß du heiratheteſt."

„Dies ist nicht wahrscheinlich; dagegen verspreche ich dir, dich nicht eher zu verlassen, als bis du dir einen Gatten gewählt hast."

„Wenn ich auch einmal heirathen sollte, so wärest du mir doch unentbehrlicher als je. Die großen Pflichten des Lebens sind mir noch fremd. Es gibt also blos zwei Dinge, welche uns scheiden können, nämlich der Tod oder dein Eintritt in den Ehestand. Gib mir deine Hand darauf, Elisabeth."

„Hier hast du sie; aber nur unter der Bedingung,

daß, wenn dein künftiger Gatte meine Entfernung wünscht, ich gehen darf."

„Das wird er ganz gewiß nicht wünschen."

Es trat eine Pause ein.

„Nun, und was war denn das zweite, was du nicht begreifen kannst?" hob Gurli wieder an.

„Daß du gerade jetzt nach Schweden zurückkehrtest, und nicht lieber eine Reise nach Frankreich oder Italien antratest, wie du doch früher wünschtest. Warum wolltest du an einem bestimmten Tage in Birgersborg eintreffen?"

„Ganz einfach deshalb, weil mein Stiefvater, als er mich zu seiner Universalerbin machte, mir auch andere Verbindlichkeiten auflegte, als sein Geld zu verschwenden. Du weißt, daß ich außer dem Testament, welches veröffentlicht ward, auch ein versiegeltes Couvert bekam, welches Anordnungen enthielt, von welchen er wünschte, daß nur ich Kenntniß davon hätte. Unter diesen befand sich auch eine, welche vorschrieb, daß Allon, Stephan und ich, uns, bis ich mündig würde, jeden Pfingsttag in Birgersborg treffen und hier zusammen drei Sommermonate verleben sollten. Später sollten wir auch ferner jedes Jahr einige Wochen hier verleben; die Bestimmung der Zeit dieser Begegnung aber von mir abhängen. Inwieweit eine der Tanten an diesen Familienzusammenkünften theilnehmen solle, das überließe er mir zu entscheiden; wohl aber bestimmte er, daß der Versammlungsplatz stets Birgersborg bleiben müsse. In seinen besondern Schreiben an Allon und Stephan hat er, wie ich höre, ihnen seinen Willen in dieser Beziehung ebenfalls mitgetheilt."

„Eine sonderbare Anordnung", sagte Elisabeth nachdenklich. „Sie scheint den Wunsch zu verrathen, daß du einen deiner Cousins zum Gatten wählst."

„Du hast recht, Elisabeth. Mein Stiefvater hat in seinem Schreiben an mich wirklich den Wunsch aus-

gesprochen, daß ich einen seiner Pflegesöhne zum Lebensgefährten wähle."

„Macht er dir dies zur Pflicht?"

„Nicht gerade ausdrücklich, aber doch so ziemlich. Inzwischen sollen wir dieses und nächstes Jahr uns zu Pfingsten hier versammeln und den Sommer über hier verweilen, um zu versuchen, ob wir einander lieben lernen können."

„Nennt dein Stiefvater einen von deinen Cousins, von welchem er vorzugsweise wünscht, daß du ihn wählst?"

„Allerdings, Stephan."

„Welcher Widerspruchsgeist beseelte diesen Mann noch im Tode!" sagte Elisabeth. „Es war unmöglich, daß er nicht bei Lebzeiten bemerkt hätte, daß Stephan dir am wenigsten gefiel, und daß du dich nur schwer mit ihm vertragen konntest, während Allon dagegen sehr hoch in deiner Gunst zu stehen schien."

„Ich glaube nicht, daß er darauf Acht gegeben hat", fiel Gurli ein. „Der Grund, weshalb er Stephan bevorzugt, ist, daß er von dem Charakter desselben glaubt, ich würde darin die sicherste Bürgschaft für eine glückliche Zukunft finden."

„Und was denkst du selbst davon?" fragte Elisabeth.

„Ich habe in diesem Falle gar keine Ueberzeugung. Ich kann über meine Cousins in Bezug auf ihre Charaktere kein Urtheil fällen, weil ich noch nie darüber nachgedacht habe. Gleichwol kommt es mir vor, als ob Allon der wäre, welcher mir am meisten gefällt."

Elisabeth schwieg, und der Wagen fuhr auf dem Hofe von Birgersborg vor. Gerade als Gurli heraussprang, sagte sie zu Elisabeth gewendet:

„Ich vergaß, dir zu sagen, daß außer Stephan und Allon noch mehr Gäste hier sind, und daß sie alle zusammen auf Birgersborg verweilen werden. Bei der Mittagstafel triffst du die ganze Gesellschaft."

Mit diesen Worten eilte Gurli die Treppe hinauf,

wo sie von Tante Katharine und Walter empfangen ward. Sie bot jedem eine Hand und sagte in heiterm Tone:

„Das Beste von allem ist doch, daß man die Tante und Walter wiedersieht."

In diesem Augenblick war Gurli nahe daran, von Felix umgerannt zu werden, welcher, obschon alt geworden, doch mit seiner ganzen frühern Lebhaftigkeit und vor Freude laut bellend auf sie zugestürzt kam.

Gurli streichelte den alten Freund, und umarmte erst Tante Katharine und dann Walter, worauf sie, von Felix begleitet, in ihre Zimmer hinaufging.

Im Vorgemach erwartete sie Lisa, welche ihr weinend die Hände küßte und flüsterte:

„Das liebe Kind! Das liebe Kind!"

Der ungeschminkte Ausdruck der Anhänglichkeit der alten Wärterin an Gurli, welche in ihren Kinderjahren so boshaft und widerspenstig gegen Lisa gewesen, rührte sie so, daß sie sich beinahe versucht fühlte, in Thränen auszubrechen.

Empfindsamkeit gehörte jedoch nicht zu Gurli's Schwächen, und deshalb rief sie ganz munter:

„Na, Lisa, sei so gut, mich nicht durch allzu große Freundlichkeit zu strafen. Ich müßte mich ja dann meiner Kindheit und meiner selbst allzu sehr schämen."

Und mit diesen Worten umarmte sie Lisa so kräftig, daß dieser fast der Athem ausging.

Lisa erhielt hierauf wie früher Auftrag, Gurli's Friseurin zu werden, und ward in das Toilettezimmer geschickt, um dort das Erforderliche in Bereitschaft zu setzen.

Gurli lenkte nun ihre Schritte in den Salon, wo ihre Mutter so viele und lange Jahre zugebracht hatte. Hier verweilte sie lange und küßte jede Kleinigkeit, welche Anna gehört, als ob sie alte und liebe Freunde begrüßte.

Gleichwol war jede Spur von Gemüthsbewegung

verschwunden, als sie bei Lisa eintrat, welche unter großem Geschwätz über alles, was vorgefallen und geschehen, das hartnäckige und lockige Haar zu kämmen begann, welches Gurli stets so ordnen ließ, wie sie es von jeher seit ihrer Kindheit getragen.

Auch war es beinahe unmöglich, es auf eine andere Weise zu ordnen, denn es widerstrebte eigensinnig jedem Versuch, es schlicht zu streichen oder zu kämmen, sondern ringelte sich in einer Masse kleiner, kurzer, krausiger Locken, gerade wie bei einem Knaben, und fiel dann um Hals und Schultern.

Lisa war nicht wenig stolz darauf, daß Gurli, obschon im Ausland gewesen, sie dennoch für gut genug hielt, um sie, wie früher, Kammerzofendienste bei ihr verrichten zu lassen.

Neuntes Kapitel.

Das Innere von Birgersborg hatte während Gurli's Abwesenheit eine fast vollständige Reparatur erfahren, mit Ausnahme von Anna's vormaliger Wohnung und dem großen Zimmer im Erdgeschoß.

Der früher als Getreidemagazin benutzte rechte Flügel war jetzt eingerichtet und in zwei getrennte Wohnungen getheilt, die ebenso wie alle übrigen Zimmer mit dem größten Luxus möblirt waren.

Im Park, im Garten und im Hofe waren bedeutende Durchhaue gemacht worden, sodaß die Strahlen der Sonne und das Licht des Tages ungehindert in die Zimmer fallen konnten. Mit wenigen Worten, alles, was Geld und Kunst thun konnte, um einen Ort zu verschönen, war geschehen, um Birgersborg ein heiteres Ansehen zu geben.

Es war dies jedoch nicht so leicht, denn das alte, graue, steinerne Gebäude behielt in seinem Aeußern stets etwas Düsteres.

Walter, welcher beauftragt gewesen, diese Reparaturen und neuen Einrichtungen zu leiten und zu beaufsich-

tigen, fühlte sich wirklich stolz, als alles zur Ankunft der jungen Besitzerin fertig war.

In dem alten unveränderten Saal stand die Mittagstafel gedeckt und mit Blumen geschmückt.

Aus dem daranstoßenden Salon hörte man die Stimmen mehrerer Sprechenden.

Tante Katharine stand innerhalb der nach der Terrasse aufgeschlagenen Thüren und wartete mit sichtlicher Ungeduld auf Gurli, weil sie fürchtete, daß die Mahlzeit durch längeres Zögern leiden könne.

Endlich öffnete sich die Saalthür und Elisabeth trat von Gurli begleitet herein. Letztere eilte sogleich auf Tante Katharine zu und rief:

„Verzeihe, liebe, beste Tante, daß ich mich um eine ganze Viertelstunde verspätet habe, Lisa ist daran schuld. Sie hat ganz die Kunst verlernt, mein widerspenstiges Haar zu kämmen, und darüber ist die Zeit vergangen."

Ehe noch Tante Katharine es sich versah, umschlang Gurli sie mit ihren Armen und küßte sie.

„Na, das muß ich sagen, das Mädchen, das Mädchen!" rief die Alte lächelnd.

So freundlich war Gurli noch nie zuvor gegen sie gewesen. Ganz bestimmt war dies der erste Kuß, das hätte Tante Katharine beschwören können.

Drinnen im Salon verstummte das Gespräch. Alle hatten Gurli's Stimme wiedererkannt, und man erwartete nun mit gespannter Neugier ihren Eintritt.

Sie trat herein, brachte aber Tante Katharine mit an der Hand geführt.

„Willkommen, Verwandte und Nachbarn!" sagte sie und begrüßte mit einer einzigen Verbeugung alle, die sich in dem Salon befanden.

Dann führte sie Tante Katharine an das Sofa und ließ sie obenan auf demselben Platz nehmen.

„Hier ist dein Platz“, sagte Gurli. „Von uns allen hier hat die Tante nicht allein rücksichtlich ihres Alters, sondern auch wegen ihres höhern Menschenwerthes ein Recht auf den ersten Platz unter uns.“

Die reiche Gurli Falkenstern drückte nun die Hand der Alten an ihre Lippen, wie um dadurch ihren Gästen zu zeigen, welchen Werth sie auf ihre Tante setzte.

Dann warf sie einen Blick im Zimmer umher. Als ihre Augen auf den Magister Blom fielen, eilte sie auf diesen zu und begrüßte ihn mit der ganzen Herzlichkeit und Freude, die sie bei seinem Anblick empfand. Dann wendete sie sich zu Walter und sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Zauberer. Sie haben dieses alte Nest in eine gemüthliche Wohnstätte verwandelt und das grenzt wirklich an Zauberei. Nach Tische werden wir die sämmtlichen Verschönerungen in nähern Augenschein nehmen. Und nun zu Tische! Magister Blom gibt der Tante Katharine den Arm, und Sie, Doctor, sind mein Cavalier.“

Mit diesen Worten nahm Gurli den Arm des Doctors und begab sich hinaus in den Speisesaal, ohne die übrigen Gäste erst besonders begrüßt zu haben. Sie hatte nicht einmal die Augen auf einen derselben geheftet.

Man setzte sich zu Tische. Tante Katharine nahm an dem obersten Ende Platz. Als die Suppe servirt ward, sagte Gurli zu Mathilden gewendet, welche ihr gegenüber saß:

„Ich freue mich, daß du gerade in Schweden warst, Tante, und so freundlich meine Einladung annahmst, sodaß ich dich jetzt als meinen Gast begrüßen kann. Es würde mir immer gewesen sein, als ob nur die Hälfte von Stephan sich hier eingefunden hätte, wenn er nicht von seiner Mutter begleitet gewesen wäre.“

Gurli drehte den Kopf herum und sah Beate von Stral.

„Du befindest dich doch wohl, Tante Beate?“ sagte sie; aber ihr Blick war nicht mehr lächelnd, sondern finster. Dann setzte sie hinzu: „Was macht Magister Grönlund? Man hat mir gesagt, er habe sich zum Priester ordiniren lassen, — ist das wahr?“

„Ja, das ist vollkommen wahr“, antwortete Beate und fügte dann in sanftem Tone hinzu: „Dagegen ist es nicht wahr, daß ich mich wohlbefinde. Meine Gesundheit ist in der letzten Zeit sehr wankend gewesen.“

„Wahrscheinlich eine Folge der Trauer um meinen Stiefvater“, fiel Gurli ein. „Wir dürfen aber wol hoffen, daß der Aufenthalt in Birgersborg dir gut bekommen werde, Tante.“

Gurli wendete sich nun zu den Districtsrichter O. und zwei jungen Männern, die mit ihm verwandt waren und ihn hierher begleitet hatten.

Während der Mahlzeit sprach Gurli mit allen, nur nicht mit Allon und Stephan. Sie verstand der Conversation Leben einzuhauchen. Allon und Stephan nahmen allerdings daran theil, aber sie richtete auch nicht ein einziges mal das Wort an sie.

Man stand vom Tische auf und begab sich hinaus auf die Terrasse.

Gurli ging nun auf Stephan zu, reichte ihm die Hand und sagte scherzend:

„Ich hoffe, bester Stephan, daß wir während der drei Monate, welche du verurtheilt bist, hier zu verweilen, Gelegenheit bekommen werden, unsere alten Feindseligkeiten wieder zu beginnen.“

Stephan berührte ganz flüchtig ihre Hand und antwortete mit einer leichten Verbeugung:

„Diese Hoffnung hat mich eben hierhergeführt. Hätte ich eine entgegengesetzte Ueberzeugung gehabt, so wäre es leicht möglich gewesen, daß ich auf den mir zu erkennen gegebenen Wunsch keine Rücksicht genommen

hätte. Als Feind ist es mir ein Vergnügen, dein Gast zu sein."

„Welch eine herrliche Aussicht, Allon!" sagte Gurli, als ob sie nicht gehört hätte, was Stephan sagte.

Allon näherte sich, aber mit zögernden Schritten.

„Wie, mein Cousin!" rief Gurli und sah ihn an, „willst du nicht mit mir dieses Gemälde bewundern, woran du dich vorigen Sommer, wie du behauptetest, nicht satt sehen konntest? Hat dein Geschmack sich seitdem verändert?"

„Nein, ich gehöre nicht zu denen, welche sich verändern; damals aber betrachtete ich diese Aussicht mit andern Augen als jetzt", antwortete Allon.

„Nun dann versuche sie jetzt mit denselben zu betrachten, wie damals", fiel Gurli lächelnd ein und reichte ihm die Hand. „Oder sollte sie deshalb weniger schön sein, weil du sie von meiner Terrasse betrachtest?"

„Ich glaube es beinahe", sagte Allon und schloß die dargebotene Hand in die seinige. „Die Person, Gurli, an deren Seite es mir ein Genuß war, das Schöne zu bewundern, ist nicht mehr vorhanden, sondern ich habe das reiche Fräulein Falkenstern vor mir. Und sie, sie hat nicht einmal mir einen Bewillkommnungsgruß zu schenken gehabt."

„Das war sehr schlecht von ihr!" rief Gurli lachend. „Inzwischen kann ich dir eins sagen, nämlich, daß ich nicht geglaubt, du seiest im Stande, Groll gegen mich wegen dessen zu hegen, was ich jetzt besitze."

Mit diesen Worten ging Gurli die Treppe der Terrasse hinunter.

„Groll!" wiederholte Allon und folgte ihr. „Glaubst du denn, Gurli daß ich in meinem Herzen etwas der Art für dich fühlen könne?"

„Was weiß ich?"

„Du weißt, daß dem nicht so ist. Dein eigenes Ge-

fühl, Gurli, muß dir sagen, daß ich, der arme Allon, nicht ohne Schmerz bedenken kann, daß —"

„Ich bitte dich, halt ein und sprich das alberne Wort nicht aus. Laß uns statt dessen sofort ein Uebereinkommen treffen, nämlich als Freunde und Verwandte miteinander umzugehen, ohne fortwährend zu berechnen, daß das eine reich, das andere arm ist. Wer kann, streng genommen, wol sagen, wer von uns beiden am reichsten ist; ich, die Besitzerin dieses ganzen Vermögens, oder du, der Besitzer einer glänzenden Zukunft, die du dir durch dein eigenes Verdienst geschaffen? Aber was ist das? Ach, das ist herrlich! Walter! Walter!" rief Gurli und blieb stehen, indem sie einen mitten im Garten angebrachten, schönen, hochgehenden Springbrunnen betrachtete.

Walter kam, und dicht hinter ihm der Doctor und der Bezirksrichter sammt den übrigen Herren der Gesellschaft, mit Ausnahme Stephan's.

Gurli begann von ihnen begleitet eine Runde erst im Garten, wo alle neue Anlagen in Augenschein genommen und gebührend gelobt wurden, und dann begab man sich in den Park.

Am Ende desselben, am Strande des Sees, war eine kleine allerliebste Fischerhütte erbaut, in deren Nähe sich ein schönes Boothaus mit dem dazu gehörigen Verwahrungsraum für Fischergeräthschaften und dergleichen befand.

Gurli erschöpfte sich in Lobsprüchen über Walter. Sie war entzückt über ihre kleine Fischerhütte und erklärte, daß sie schon den nächstfolgenden Morgen ihr Glück als Fischer versuchen werde.

Aus dem Park ging man hierauf in das alte Schloß und durch alle Etagen.

Als man die Treppe nach der zweiten hinaufstieg, sagte der Doctor:

„Ist es, mein Fräulein, nicht zu anstrengend für Sie,

nach der Reise am heutigen Tage, und nach der Promenade im Park, noch eine Wanderung durch alle diese Zimmer, Galerien und Treppen zu unternehmen?"

„Keineswegs, Herr Doctor", versicherte Gurli. „Ich habe noch nicht erfahren, was Ermüdung heißt, und würde wirklich die Herren Aerzte beklagen, wenn alle Menschen so kräftig und gesund wären wie ich."

Zehntes Kapitel.

Während Gurli und die Herren das Aeußere und Innere von Birgersborg in Augenschein nahmen, saßen Stephan und die Damen auf der Terrasse.

Stephan hatte neben Elisabeth Platz genommen und mit ihr ein sehr lebhaftes Gespräch über England und Frankreich begonnen.

Tante Katharine besprach sich mit der Frau des Doctors über verschiedene hauswirthschaftliche Dinge. Mathilde, Beate und die Frau des Districtsrichters O. bildete die dritte Gruppe, und in dieser sprach man mit gedämpfter Stimme über Gurli.

„Meine Nichte kommt mir sehr verändert vor", bemerkte Beate. „Was meinen Sie, Frau O.?"

„Ich habe Fräulein Falkenstern von jeher etwas excentrisch gefunden", antwortete Frau O., „und man darf sie auch in der That nicht nach demselben Maßstab beurtheilen, wie andere."

„Sehr richtig", fiel Mathilde ein. „Gurli's Charakter ist selbständig, und sie wird wahrscheinlich den Nutzen der Verstellung niemals begreifen lernen."

„Wie es aber scheint, begreift sie die Forderungen der

guten Lebensart ebenso wenig", bemerkte Beate wieder, „denn wenn dies nicht der Fall wäre, so wäre sie nicht von ihren Gästen fortgelaufen. Indessen, sie ist reich und braucht sich nicht zu geniren, am allerwenigsten gegen Verwandte, welche arm sind."

Frau O. sagte noch etwas, worin weder eine Bejahung noch eine Verneinung der Wahrheit dessen lag, was die „gnädige Frau" äußerte.

Mathilde dagegen nahm Gurli's Partei, obschon ohne Erfolg.

Beate war es gelungen, Frau O. die Ueberzeugung beizubringen, daß Gurli sich dieses unartige Benehmen gegen Personen, die ebenso reich wären wie sie, ganz gewiß nicht erlauben würde, und als Gurli sich wieder auf der Terrasse zeigte, war Frau O. allerdings sehr artig, empfand aber im stillen über Gurli's Benehmen wirklichen Verdruß.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß Gurli's Art und Weise in der That äußerst rücksichtslos war. Sie genirte sich vor niemand, kam und ging, sprach und schwieg, ohne ihre Eigenschaft als junges Mädchen oder Wirthin weiter zu beachten.

Andererseits aber bewies sie der Tante Katharine einen weit höhern Grad von Aufmerksamkeit, als man hätte von ihr erwarten können. Gegen diese vergaß sie sich in ihrem Benehmen niemals, obschon sie gegen alle andern die Rücksicht, die sie ihren Gästen schuldig war, ganz außer Acht zu lassen schien.

Während des noch übrigen Theils des Abends fuhr Stephan fort, mit Elisabeth zu conversiren. Nicht ein einziges mal heftete er seinen Blick auf Gurli, welche bald scherzte, bald disputirte, bald mit Begeisterung eine schöne Gegend beschrieb, oder dankbar dem zuhörte, was Blom sagte.

Nach dem Souper näherte Gurli sich Frau O. und machte in ihrer ungenirten Weise den Vorschlag, daß sie

mit ihrem Gemahl noch nicht nach Sätterboda, dem Wohnsitz des Districtsrichters, zurückreisen, sondern noch ein paar Wochen auf Birgersborg bleiben solle; ein Vorschlag, auf welchen die kluge und sparsame Frau D. bereitwillig einging.

Zu Mathilde sagte Gurli:

„Ich habe für die Tanten und Cousinen den rechten Flügel in Ordnung bringen lassen, und wünsche, daß alle meine Gäste mir das Vergnügen machen, zu thun, als ob sie zu Hause wären, wogegen ich mir das Recht ausbitte, auch meinerseits meine Freiheit behalten zu dürfen.“

Dann nahm sie Tante Katharine beim Arm und setzte hinzu:

„Ich habe mir erlaubt, liebe Tante, alle deine Sachen in die erste Etage hinaufbringen zu lassen. Während des ersten Sommers, wo mein Stiefvater seine Verwandten hier als Gäste empfing, ließ er die Zimmer neben denen seiner verstorbenen Gattin zum Empfang der Gäste einrichten. Ich habe nun meinerseits einige Aenderungen vornehmen und diese Etage theilen lassen. Die eine Hälfte ist für dich, Tante, die andere für Elisabeth, und da meine eigenen Zimmer an diese stoßen, so hoffe ich mit der Zeit durch diese Nachbarschaft ein wenig besser zu werden als ich jetzt bin. Den linken Flügel, Tante Katharine, kann nun bewohnen, wer da will; das älteste und beste Mitglied der ganzen Familie soll es aber nicht mehr.“

Hätte Gurli in ihren Kinderjahren der Tante Katharine die Augen ausgerissen, so hätte sie doch durch diese Worte sicherlich alles wieder vergessen gemacht. Die Alte nahm eine Prise über die andere und murmelte:

„Das muß ich sagen, liebes Kind! Du machst mich ja ganz verlegen. Das muß ich sagen! Das muß ich sagen!“

Die Gäste hatten sich auf ihre Zimmer begeben. Die Frauen Brun und von Stral mit ihren Söhnen nach dem großen, rechten Flügel. Die übrigen Gäste hatten ihre Zimmer in der zweiten Etage angewiesen erhalten.

Alle überließen sich nun in der Einsamkeit ihren Betrachtungen über die Ereignisse des Tages und die Besitzerin von Birgersborg. Am geöffneten Fenster seines Schlafzimmers stehend, schaute Allon hinaus in die schöne Frühlingsnacht. Der junge Mann schien seine Gedanken und Eindrücke zu sammeln. Sein Gesicht war erhitzt und aufgeregt; wahrscheinlich im Spiegelbild seines Innern.

Er bemerkte nicht eher, daß die Thür zwischen seinem Schlafzimmer und einem an dasselbe anstoßenden sich leise öffnete und seine Mutter eintrat, als bis diese ihn mit leichter Hand berührte.

Ohne den Kopf herumzudrehen, fragte er:

„Was willst du, Mama?"

„Dir Gottes Frieden wünschen, ehe wir uns zur Ruhe legen", antwortete Beate.

„Erlaube mir, die Wahrheit deiner Worte zu bezweifeln", entgegnete Allon, indem er sich zu seiner Mutter herumwendete und im Tone der Ungeduld hinzusetzte: „Du weißt, Mama, daß ich diese Frömmelei verabscheue, daß ich mich nicht dadurch täuschen lasse. Trage sie daher wenigstens nicht zur Schau, wenn wir allein sind. Was wünschest du eigentlich?"

Beate biß sich auf die Lippe. Nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen, hob sie in vollkommen ruhigem Ton wieder an:

„Wie gefällt dir Gurli?"

„Noch ganz so, wie sie mir voriges Jahr gefiel."

„In diesem Fall, lieber Allon, sei auf deiner Hut; denn ich fürchte, daß du einen sehr gefährlichen Nebenbuhler hast."

„An wem denn?“ fragte der junge Mann mit einem gewissen Uebermuth.

„Ich irre mich übrigens, wenn ich sage einen; du hast deren vielmehr zwei.“

„Warum nicht lieber ein Dutzend? Gurli ist reich, schön und originell. Darf man sich da wol wundern, wenn es viele gibt, welche ihr ihre Huldigung zu Füßen legen möchten?“

„Ganz besonders muß sie wegen ihres Stolzes bewundert werden“, fiel Beate scharf ein, setzte aber, da Allon die Stirn runzelte, schnell hinzu: „Doch, davon wollte ich nicht sprechen, sondern blos von denen, welche für den Augenblick nach Gurli's Gold angeln.“

„Und wer sind diese?“

„Blom und Stephan.“

Allon schlug ein lautes, spöttisches Gelächter auf, sprach etwas vom Gespenstersehen am hellen Tage und bat seine Mutter, sich deswegen keine Unruhe zu machen, sondern zu Bett zu gehen.

Beate fühlte sich, wie dies oft geschah, durch die Worte ihres Sohnes verletzt und wollte ihn verlassen, als er sie bewog, stehen zu bleiben, indem er sagte:

„Wünschest du wirklich eine Vermählung zwischen mir und Gurli zu Stande kommen zu sehen, Mama?“

„Welche Frage! Warum sollte ich nicht wünschen, daß du der Mann der reichen Gurli Falkenstern wirst, — der Besitzer von Millionen!“

„Aber Gurli ist ja ein gottloses, verlorenes Wesen!“ bemerkte Allon.

Beate sah ihn mit einem langen Blick an, wendete sich darauf gegen die Thür und sagte in ruhigem Ton:

„Ich könnte dir antworten, aber ich will es nicht thun. Schlaf gut und entsage, wenn du Lust hast, dem Mädchen, welches du, wie du sagst, liebst, und mit ihr allem Golde, welches sie besitzt. Ich werde dir die Ge-

fahren, welche deinem Glück drohen, nicht mehr zeigen. Gute Nacht."

Beate ging, und Allon ließ sie gehen. Die Worte seiner Mutter äußerten, obschon er dieselben geringzuschätzen schien, die Wirkung, daß sie seine Eifersucht reizten.

Allon liebte, er liebte ein unermeßlich reiches Mädchen, und dies bedeutete, daß er in ihrer Person nothwendig zwiefachen Interessen, denen des Herzens und denen des Eigennutzes, huldigen mußte.

Der Wahrheit gemäß dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Allon die letztern als Nebensache betrachtete.

Leugnen läßt sich jedoch nicht, daß im Reichthum ein eigenthümlicher Reiz liegt. Welche blendende Visionen, welche berauschende Freude kann er hervorzaubern, und wie verlockend muß das Leben einem jungen Mann an der Seite eines reichen, geliebten Weibes erscheinen!

Nichts auf dieser Welt ist dankbarer, als schlimme Gedanken und Gefühle zu erwecken. Dieselben brauchen ungemein wenig, um in Bewegung zu kommen, und Beate von Stral war im Erwecken solcher Gedanken und Gefühle wirklich Meister.

Ohne die Liebe ihres Sohnes oder auch nur seine Achtung zu besitzen, war sie gleichwol stets die Person, welche auf sein Inneres einen verderblichen Einfluß ausübte, weil sie seine schlimmere Natur zu reizen verstand.

Alles kam indeß in der Zukunft darauf an, welche Macht die Liebe über sein Herz gewann, und ob dieselbe dann im Stande war, der Macht der Mutter entgegen zu wirken.

Allon's Inneres war aus so vielen widerstreitenden Elementen zusammengesetzt und von der Eingebung des Augenblicks so abhängig, daß man von ihm sagen konnte, er sei für das Gute ebenso empfänglich, wie für das Böse.

Unter Grönlund's Führung hatte er Eindrücke von diesem angenommen, und sich in Verstellung und Heuchelei geübt.

An Blom's Seite dagegen hatte er Unredlichkeit, Falschheit und Doppelzüngigkeit verabscheuen gelernt. Seine guten Eigenschaften waren thätig geworden und die schlimmen in den Hintergrund getreten.

Ward er sich selbst überlassen, so war es sehr ungewiß, welche Richtung sein Charakter nehmen würde.

Seine erste ernste Neigung mußte in seinem Leben eine nicht unbedeutende Rolle spielen.

So war es auch mit der Wahl seiner Freunde. Waren diese letztern schlecht, und blieb seine Zuneigung unerwidert, so stand zu befürchten, daß er sich seiner schlimmern Natur überließ. Betrat er aber einmal den Weg, der zu Fehlern und Lastern führt, so mußte es ihm schwerer als jedem andern werden, umzukehren; denn es fehlte ihm die dazu erforderliche Kraft und Seelenstärke.

Hätte in Beatens Brust wirklich ein richtiger Begriff von Recht und Unrecht und von den Pflichten gelebt, die ihr als Mutter oblagen, so würde sie mit Entsetzen an die Folgen ihrer Erziehung gedacht und sich wohlweislich gehütet haben, die Leidenschaften in Allon's Seele zu wecken.

So aber kannte sie nur eine Auffassung von Lebensglück, blos ein Streben, und dieses war — ihren Sohn reich zu sehen. Zur Erreichung dieses Ziels schien ihr kein Opfer zu groß.

Elftes Kapitel.

In dem Zimmer, welches von Mathilde Brun und ihrem Sohn bewohnt ward, saßen beide miteinander an einem der geöffneten Fenster.

„Nun, mein lieber Sohn, wie gefällt dir Gurli? Findest du sie seit ihrem Aufenthalt in England verändert?“ fragte Mathilde und schaute mit zärtlichem Blick in das ideal-schöne Antlitz ihres Sohnes.

„Sie gefällt mir jetzt womöglich noch weniger als jemals“, antwortete Stephan. „Zu ihren übrigen unangenehmen Eigenschaften gesellt sich jetzt auch eine gewisse Sucht, fortwährend in einem großmüthigen Licht zu erscheinen, eine Sucht, die einen widerlichen Eindruck auf jeden machen muß, der, wie ich, weiß, daß sie ohne alles Herz ist.“

„Du drückst dich sehr streng aus, lieber Sohn. Ich habe allerdings nie sehr viel von Gurli gesehen, und besitze überdies auch keinen sonderlichen Scharfsinn; aber daß sie ohne alles Herz sei, dies möchte ich doch bestreiten. Mir ist sie stets wie ein Wesen vorgekommen, welches durch eine schiefe Stellung in den Kinderjahren eine schiefe Richtung bekommen, dessenungeachtet aber in dem In-

nern eine goldene Ader beibehalten hat, welche sich durch das ganze Leben hindurchziehen wird."

„Wenn du Gurli's Reichthum meinst, Mama, so bin ich ganz derselben Meinung", sagte Stephan lachend. „Derselbe ist allerdings von der Art, daß er wol einen Sünder in Versuchung führen könnte, sich vom Gold bezaubern zu lassen.

„Wie du doch sprichst, Stephan! Ich habe förmliches Herzklopfen, so bin ich über deine Worte erschrocken", rief Mathilde, welche immer noch ein wenig von ihrer frühern Gewohnheit besaß, für kränklich gelten zu wollen. „Da wirst du wol nicht weiter an sie denken."

„Warum denn nicht? Mein Wohlthäter hat es mir ja ganz zärtlich ans Herz gelegt, daß ich seine Stieftochter heirathen möchte; ein bündiger Beweis seiner Fürsorge für mein künftiges Glück, welches seiner Sorge für meine Kindheit vollkommen entspricht."

Stephan sprach in spottendem Ton. Er sah zum Fenster hinaus und bemerkte nicht die Wirkung, welche seine Worte auf seine Mutter äußerten.

Mathildens Gesicht gewann einen schmerzlichen Ausdruck. Es schien, als hätte ihr Sohn etwas gesagt, was sie in ihrer Seele verwundete.

Es trat eine lange Pause ein.

Als die Mutter schwieg, sah Stephan sie an. Ein paar große Thränen rannen ihre Wangen herab, und der krampfhafte Zug um den Mund verrieth, wie bitter sie waren.

„Wie, Mama, du weinst?" rief Stephan und ergriff ihre Hand. „Wenn meine Worte dich verletzt haben, so verzeihe mir. Meine Absicht war keine Anklage gegen dich, du Gute, sondern eine Betrachtung über den Todten."

Er schloß Mathildens Hand in die seinigen, und setzte mit Wärme hinzu: „Laß diese Thränen verschwinden und vergieße sie nicht über das, was ich sagte. Ich weiß

ja, daß weder du noch mein Vater schuld an den Fehlgriffen hattet, die an mir begangen wurden."

„Wol möglich, Stephan, daß du es weißt; aber du hast oft Worte fallen lassen, welche klangen wie ein Tadel, daß wir dich Falkenstern's Händen anvertraut."

„Als Kind, als Jüngling habe ich dies vielleicht gemisbilligt, jetzt thue ich dies aber nicht mehr."

„Ich wage nicht, dir zu glauben. Du siehst, daß ich jetzt betrübt bin, und du willst mir keinen Kummer machen, deshalb sagst du so."

„Mama, ich versichere dir, daß ich deine Handlungsweise von dem Augenblick an, wo meinen Vater jenes Unglück traf, nur verehren kann. Das Einzige, was noch rein und unverdorben in meinem Innern lebt, ist die Achtung und Liebe zu meinen Aeltern. Du zeigtest im Unglück einen Muth und eine Gemüthsstärke, welche du in den Tagen des Glücks nicht zu besitzen schienst, und dies werde ich nie vergessen. Jetzt wollen wir dieses Thema ruhen lassen. Was meinst du? Möchtest du Gurli wol zur Schwiegertochter haben?"

„Dazu meine ich nichts. Die Sache geht blos dich an, Stephan, nicht mich; ich aber würde von meinem Sohne eine schlechte Meinung bekommen, wenn er ohne Liebe und blos aus niedrigem Eigennutz, Gurli zur Gattin nähme."

Stephan erhob sich, schlang seinen Arm um seine Mutter und rief in leichtsinnig scherzendem Ton:

„Wenn ich Gurli heirathe, so heirathe ich blos ihr Geld, aber nicht sie selbst."

„Stephan, Stephan!" rief Mathilde.

„Na, na, Mütterchen, werde nicht etwa ohnmächtig, sondern gib Acht auf die klugen Worte deines Sohnes. Gurli besitzt ebenso viele Millionen, als es meinem Vater gelungen ist, Tausende von Reichsthalern zusammenzuscharren. Ich bin ein junger, geistreicher Mann mit schönem Aeußern, ungewöhnlichen Kenntnissen, liebens-

würdigen, gesellschaftlichen Talenten u. s. w. Zu diesen meinen glänzenden Eigenschaften fehlt, um die Welt zu blenden, blos noch Reichthum. Welch eine Zukunft von Ehre und Genuß, wenn ich Herr des Falkenstern'schen Vermögens würde, und wie angenehm solltest du es dann haben, Mama!"

„Nein, ich danke, Stephan; von diesem Reichthum mag ich nichts haben", fiel Mathilde ein.

„Du mußt ihn aber mit mir theilen, und nun Gute Nacht. Die Sache ist abgemacht; ich heirathe Gurli um des Goldes willen."

Er küßte seine Mutter und begab sich dann in sein Zimmer.

„Also er will die Güte haben, mich um meines Goldes willen zu heirathen", dachte Gurli, welche auf einer Bank unter dem Fenster, von der hohen Fliederhecke gänzlich verborgen, saß. „Es war doch eine gute Idee von mir, daß ich mir Kenntniß von dem verschaffte, was die jungen Herren im Vertrauen mit ihren Müttern sprächen."

Gurli erhob sich und ging hinunter nach dem Pavillon. Ihr Antlitz war bekümmert. Sie setzte sich einen Augenblick auf die Brücke am See, stützte den Kopf auf die Hand und dachte:

„Man behauptet, der Reichthum sei ein Glück, — ach ja; aber zuweilen ist er auch ein Unglück, denn mit ihm zugleich stellen sich Mistrauen und Zweifel ein. O, daß dieses Erbe mir niemals zugefallen wäre!"

Zwölftes Kapitel.

Der Wind lag noch träumend auf dem Bett der Blumenkelche, als am nächstfolgenden Morgen die Sonne ihre goldene Scheibe am Horizont auftauchen ließ.

Ihre ersten lächelnden Strahlen fielen auf Gurli's Lockenkopf, als sie an der kleinen Fischerhütte ankam und in das Boothaus hineinging. Sie war ganz allein. Nach einigen Minuten hatte sie das Fahrzeug losgemacht und ruderte auf den See hinaus.

In demselben Augenblick, wo das Boot von der Landspitze abstieß, kam Stephan am Strande an. Er blickte ihr nach und murmelte:

„Schon auf dem See! Ich hatte gehofft, sie noch zeitig genug hier zu treffen.“

Er ging in die Fischerhütte hinein und setzte sich, in der Absicht, Gurli's Zurückkunft abzuwarten.

Als die Frühstücksglocke für die Arbeiter läutete, schien das Boot wieder der Landspitze entgegenzugleiten, Gurli ruderte langsam und lag zuweilen ganz still.

Endlich legte sie an dem neben der Brücke erbauten Boothaus an. Als sie ihr Boot wieder festmachen wollte, ergriff jemand die Kette, und eine klangvolle Stimme sagte:

„Erlaube, daß ich dir helfe.“

Gurli's Wangen wurden purpurroth, ihr Auge funkelte und sie sagte kalt, indem sie ans Land sprang:

„Diese Artigkeit von dir, Stephan, setzt mich in Erstaunen.“

„Und mich überrascht es, daß sie dich in Erstaunen setzen kann“, antwortete er scherzend. „Uebrigens sollte ich meinen, liebenswürdige Cousine, daß das reiche Fräulein Falkenstern sich nicht darüber verwundern sollte, wenn ihre armen Cousins pure Artigkeit gegen sie sind.“

„Dann ist es also mein Reichthum und nicht meine Person, welcher du deine Aufmerksamkeit widmest?“ fragte Gurli und sah ihn an.

„Davon hattest du ja Gelegenheit, dich zu überzeugen, als du gestern Abend mein Gespräch mit meiner Mutter belauschtest!“ rief Stephan lachend.

„Aha, nun begreife ich dein Hiersein“, sagte Gurli.

„Ich fürchte, daß dies nicht der Fall ist“, meinte Stephan. „Damit du es aber nicht misverstehst, muß ich mir ausbitten, daß du, die du sicherlich in dieser kleinen Fischerhütte ein wenig auszuruhen gedenkst, mir einige Augenblicke gönnst, damit ich dir durch eine kleine Erklärung die Zeit vertreibe. Oder fürchtest du ein tête-à-tête mit mir?“

„Warum sollte ich es fürchten?“

„Was weiß ich? Es ist dir vielleicht bange“, sagte Stephan und lächelte so, daß er einen Engel hätte reizen können, um wie vielmehr Gurli, die nicht im mindesten engelgleich war.

„Bange!“ wiederholte sie heftig. „Und warum sollte mir bange sein?“

„Du fürchtest vielleicht Allon's Eifersucht zu erwecken und —“

„Ich bitte dich, lieber Cousin, mach' diesem Scherz ein Ende.“

Gurli ging auf die Fischerhütte zu und trat in die-

selbe hinein. Hier warf sie sich auf einen der Rohrstühle und setzte, während sie auf den andern zeigte, hinzu:

„Wenn du mir hier Gesellschaft leisten und ganz allein mit mir unter diesem niedrigen Dach Kaffee trinken willst, so bist du mir willkommen. Dort bringt schon Lisa den göttlichen Trank; aber ich bedinge mir aus, daß du so wenig langweilig als möglich bist."

„Ich werde es versuchen; aber was werden die Leute denken, wenn man erfährt, daß wir hier unter vier Augen Kaffee getrunken haben, und zwar während die andern Bewohner von Birgersborg noch schlafen?"

„Die Leute werden denken, es sei dies so ein Einfall von mir", antwortete Gurli nachlässig. „Uebrigens bin ich reich genug, um ungenirt thun zu können, was mir beliebt."

„Diesmal aber, Gurli, thust du, was mir beliebt, denn ich bin es, nicht du, der dieses tête-à-tète gewünscht hat."

„Wenn es aber nicht meine Absicht gewesen wäre, hier auszuruhen, so wäre dein Wunsch ein verfehlter gewesen."

„Durchaus nicht, denn dann wärest du gezwungen worden, meinen Willen zu thun."

„Stephan!" rief Gurli heftig.

In diesem Augenblick trat Lisa ein, trug den Kaffee auf und ward sodann wieder verabschiedet.

Man trank schweigend seinen Mokka. Als der aromatische Trank genossen war, sagte Gurli:

„Nun, wie lange soll ich warten, ehe ich erfahre, was du zu erzählen hast?"

„Erlaubst du, daß ich rauche?" entgegnete Stephan, zündete, als Gurli bejahend nickte, eine Cigarre an, that einige Züge und sagte dann scherzend:

„Gestehe, Gurli, daß du gestern mit der festen

Ueberzeugung einschliefest, du würdest früher oder später Gelegenheit erhalten, mir einen Korb zu geben.“

„Nun, und wenn dem so gewesen wäre, was folgt daraus?“

„Daß du dich verrechnet hast. Als ich gestern Abend bei meiner Mutter eintrat, bemerkte ich, daß du dich von der Bank hinter die Fliederhecke schlichst. Ich wollte mir auf Kosten deiner Neugierde einen Scherz machen, weil ich mir einmal vorgenommen hatte, heute, noch vor allen andern, mit dir zu sprechen. Nach dieser Einleitung gehen wir auf das eigentliche Thema über.“

„Gut. Ich bin sehr gespannt zu erfahren, um was es sich dreht.“

„Um unsers Onkels schriftlich ausgesprochenen Willen, aus dir und mir ein Paar zu machen“, fiel Stephan ein und betrachtete Gurli mit festem Blick.

Sie begegnete diesem Blick mit einem kalten und stolzen Ausdruck in dem ihrigen.

Stephan fuhr fort:

„Er wünschte eine Verbindung zwischen uns; weißt du vielleicht weshalb?“

„Nein, lieber Cousin. Von dem Grunde habe ich durchaus keine Kenntniß.“

„In diesem Falle halte ich es für überflüßig, dir denselben mitzutheilen, besonders da diese Verbindung unmöglich ist.“

Gurli verneigte sich bejahend.

Stephan fuhr fort:

„Wären wir beide von wirklicher Zuneigung oder einem tiefern Gefühl der Dankbarkeit für den Verstorbenen beseelt, so würden wir die Erfüllung seines letzten Wunsches als eine heilige Pflicht betrachten, so aber können wir kein sonderliches Gewicht darauf legen. Du darfst daher in mir nicht einen jungen Mann sehen, welcher nach Birgersborg gekommen ist, um mit Allon um deine Hand zu kämpfen, sondern blos einen, welcher hier

verweilt, um wenigstens in dieser Beziehung den Willen deines Stiefvaters zu erfüllen. Diesen Beweis von Achtung bin ich ihm schuldig, besonders da ich nicht in anderer Beziehung seinen Wünschen entgegenkommen kann. Du und ich, Gurli, wir sind weiter nichts als ein paar Verwandte, welche, der eine in seiner Eigenschaft als Wirthin, der andere als Gast, miteinander so artig als möglich umgehen und allen Collisionen ausweichen. Etwas weiteres können wir einander nicht zu sein wünschen."

„Ist dies alles, was du zu sagen hattest?" entgegnete Gurli. „Wenn dies der Fall ist, lieber Stephan, so bist du jetzt auch nicht glücklicher daran als in unserer Kindheit. Damals hattest du auch schon eine entschiedene Vorliebe für das Langweilige, und dieser Fehler scheint dir auch jetzt noch anzukleben."

„Findest du es denn so langweilig, daß ich dich nicht zur Frau haben will?" rief Stephan munter.

„Wenn du den entgegengesetzten Wunsch hegtest, so würde ich dies noch langweiliger finden", versicherte Gurli; „wenn man aber, wie du, einer Dame dergleichen Sottisen sagt, wie daß man nicht daran denke, sich in sie zu verlieben, so muß man auch die Fähigkeit besitzen, dies auf witzige und pikante Weise zu sagen, sonst könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß deine Lippen etwas aussprechen, was dein Herz nicht denkt. Auf alle Fälle hast du den Fehler begangen, in das Fade zu verfallen; zeige nun, daß du dich auch aus der Strömung des Langweiligen herausarbeiten kannst. Da kommt Allon. Der arme Junge wird sogleich die gute Laune verlieren, wenn er dich und mich beisammen trifft", setzte Gurli lachend hinzu.

„Um so besser. Die Liebe, schöne Gurli, gewinnt an Stärke, wenn sie durch die Eifersucht angefacht wird", entgegnete Stephan und küßte Gurli artig die Hand.

Allon's Augen fielen in diesem Augenblick auf die offene Thür der Fischerhütte.

Er ward aschenbleich, als er Stephan die Hand seiner Cousine an seine Lippen führen sah, und vermochte, als er zu ihnen eintrat, seinen Aerger nur mit Mühe zu verbergen.

Gurli rief ihm entgegen:

„Stephan behauptet, du müßtest ihn beneiden, weil es ihm vergönnt sei, Kaffee mit mir zu trinken. Was meinst du selbst dazu?“

„Ich theile Stephan's Ueberzeugung“, antwortete Allon mit einiger Anstrengung; behielt aber seine Fassung, obschon Stephan anfing, sich ziemlich unbarmherzig auf seine Kosten lustig zu machen.

Gurli lachte über Allon's unterdrückten Zorn und Stephan's Scherz.

Endlich nahm sie Allon's Arm mit den Worten:

„Nun, mein bester Allon, glaube ich, wird es am besten sein, wenn wir Stephan verlassen. Er würde sonst seine ganzen Witze an dich verschwenden, ohne daß du, der du um den Kaffee gekommen bist, ihm mit einem einzigen antworten könntest. Besser wird es sein, wenn Stephan seine Angriffe spart, bis du ein gutes Frühstück zu dir genommen hast, denn solange man nicht gefrühstückt hat, ist man stets einfältig“

Gurli und Allon entfernten sich. Stephan trällerte einen Marsch und sah den beiden mit einem Lächeln auf seinen Lippen nach, als ob er dächte:

„Gleich und gleich gesellt sich gern.“

Dreizehntes Kapitel.

Eifriger als je machte Allon seiner Cousine den Hof. Mit jedem Tag wurden seine Blicke ausdrucksvoller, und die jungen Herren O., welche ebenfalls alles Mögliche thaten, um der reichen Erbin zu gefallen, betrachteten Allon mit schelen Blicken, denn er war ihnen in jeder Beziehung überlegen.

Ihr einziger Trost war, daß Gurli ihn vor den andern Cavalieren nicht auszeichnete.

Sie war launenhaft gegen alle, hatte die seltsamsten Ideen, war heiter oder unfreundlich, je nachdem es ihr beliebte; that aber platterdings nichts, um andern zu gefallen.

Sie schwärmte für eine Sonntagsschule, wo die Kinder der gemeinen Leute den ersten Grund zur Erwerbung von Kenntnissen legen könnten, und richtete eine solche nach englischem Muster auf den Besitzungen von Birgersborg ein.

Eine Woche lang dachte sie an weiter nichts als an diese Schule; eine andere dagegen sollten die Zimmer decorirt, Gäste eingeladen, musicirt und getanzt werden; die dritte rauchte sie Cigaretten oder ritt und jagte, ohne sich darum zu kümmern, wie ihre Gäste sich die Zeit vertrieben.

Bald lud sie den einen, bald den andern der Nachbarn ein, und war beständig von Cavalieren umgeben, welche ihre Gewogenheit zu gewinnen suchten, und es ließ sich vermuthen, daß sie noch vor Beginn des Herbstes Gelegenheit erhalten würde, mehrere Körbe auszutheilen.

Dabei umgab sie sich fortwährend mit jungen, schönen Mädchen, und bewies ganz besonders den Töchtern des Propstes große Freundlichkeit.

Sie sah sich gern von Freundinnen gleichen Alters umringt, sie liebte die Schönheit, und konnte im Kreise der Jugend die Heiterste und Muthwilligste von allen sein.

In dem einen Augenblick ein leichtsinniges Kind, war sie aber gleichwol oft schon im nächsten eine kluge Dame, welche über Landwirthschaft sprach, oder sich mit dem von Stockholm verschriebenen Baumeister, Herrn Almrot, in Berechnungen und Zeichnungen wegen eines Gebäudes vertiefte, welches sie in der Mitte des Parks aufführen zu lassen beabsichtigte.

Sie beschäftigte sich mit allem, ward aber durch nichts gefesselt, sondern flatterte von einem zum andern.

Mittsommer nahete heran. Viele Gäste kamen nach Birgersborg. Große Lustbarkeiten wurden veranstaltet. Alles, was jung hieß, versammelte sich hier.

Ein Maibaum sollte angeputzt und auf einer großen Wiese aufgerichtet werden. Alle Gutsunterthanen sollten um denselben herumtanzen und bewirthet werden.

Tante Katharine hatte, obschon zwei Wirthschaftsmamsells unter ihrem Commando standen, doch ungeheuer viel zu besorgen, und Walter, der jedesmalige Festordner, war von zeitig des Morgens bis spät des Abends beschäftigt.

Allon hatte während dieser Wochen alle Martern durchlebt, welche von der Liebe unzertrennlich sind, solange Hoffnung und Furcht unaufhörlich abwechseln. Ob er aber litt, oder wie tief er litt, davon nahm Gurli nicht die mindeste Notiz.

Auf sein bekümmertes Aussehen legte sie blos insofern Gewicht, als sie ihn unerträglich fand, und er machte deshalb die übermenschlichsten Anstrengungen, um zu verbergen, was er empfand, und heiter zu scheinen.

Er gewann dadurch auch weit mehr Achtung bei ihr, als der Fall gewesen wäre, wenn er auf andere Weise gehandelt hätte. Allon war so wirklich verliebt, daß er sich lieber allem unterzogen hätte, um nur Gurli nicht zu misfallen.

Sah oder verstand sie, daß sie sein Herz so gänzlich besaß? Wir fürchten, daß es nicht der Fall war; aber wir wissen auch, daß sie trotz ihrer scheinbaren Kälte seine warme Zuneigung nicht mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Wo gäbe es wol auch ein zwanzigjähriges weibliches Wesen, welches die Liebe eines jungen Mannes zu ihr mit kaltem Blick betrachtete?

Gurli bewies daher auch Allon bei verschiedenen Gelegenheiten eine Freundlichkeit, welche sein Inneres mit lauter hellen Bildern erfüllte und ihn eine glückliche Zukunft träumen ließ.

Leider aber folgten auf diese Augenblicke andere, welche ihn fast in Verzweiflung setzten.

That er den Mund auf, um ein einziges Wort über seine Gefühle zu äußern, so unterbrach ihn Gurli kurz und nahm einen kalten oder spottenden Ton an.

Am Tage vor dem Mittsommerabend war der Himmel umwölkt und die Luft schwül. Alles deutete darauf hin, daß ein Ungewitter zum Ausbruch kommen würde.

Den Nachmittag brachte man in dem großen Parterresalon zu. Die jungen Leute waren beschäftigt, Eier zu malen und lange Streifen buntes Papier an Fäden zu reihen, um den Maibaum damit zu schmücken.

Gurli war den ganzen Tag sehr munter gewesen, und hatte bei allem mitgeholfen. Man lachte, man scherzte, und es herrschte allgemeine Freude.

Gerade als die Heiterkeit den höchsten Gipfel erreicht hatte, verschwand Gurli.

Sie war den ganzen Tag gegen Allon sehr freundlich, und dieser demzufolge ganz glücklich gewesen.

„Wo ist Gurli hin?“ fragte Allon, welcher der erste war, der sie vermißte.

„Sie ging in ihr Zimmer hinauf“, antwortete Walter, der an einem der kleinen runden Tische saß und eine Liste aufsetzte.

Das heitere Gespräch dauerte fort, und bald vergaßen die jungen Damen, daß ihre Wirthin nicht mehr bei ihnen war, und thaten ihr Möglichstes, um auch den Herren diesen Mangel vergessen zu machen.

Stephan, welcher seine Aufmerksamkeit der jüngsten Tochter des Propstes, einem schönen, blauäugigen Mädchen von siebzehn Jahren, widmete, war in ein so eifriges Gespräch mit ihr verwickelt, daß er gar nicht darauf geachtet zu haben schien, ob Gurli da wäre oder nicht.

Es war bald Abend. Der wolkenbedeckte Himmel ward immer dunkler und drohender.

Plötzlich kam ein so heftiger Orkan herangebraust, daß er die Fensterhaken herausriß und das Fenster gegen die Wand schleuderte.

Ein Blitz zischte und unmittelbar darauf krachte ein Donnerschlag, welcher das ganze Gebäude erschütterte.

Das Gelächter erstarb auf den Lippen der jungen Leute, die soeben noch strahlenden Augen blickten erschrocken nach den Fenstern, und mehr als ein Rosenmund seufzte: „Mein Gott, welch ein furchtbares Wetter!“

Der Aufruhr der Elemente jagt dem gewöhnlichen Menschen stets Schrecken ein.

„Ja, das Wetter sieht bedenklich aus“, sagte Stephan und erhob sich. „Es wird wol eine Weile dauern“, setzte er hinzu und verließ das Zimmer.

Vierzehntes Kapitel.

Die Blitze kreuzten sich, und noch war der eine Donnerschlag nicht verhallt, so folgte auch schon ein zweiter darauf; der Regen strömte vom Himmel herab und überschwemmte Fluren und Straßen.

Ruhig ließ die kleine Dorfkirche ihren Thurm mitten in dem Unwetter zum Himmel emporragen.

Kurz zuvor, ehe der Orkan losbrach, war eine jugendliche Frauengestalt auf den Kirchhof gekommen und hatte sich einem Grab genähert, an dessen Fuß sie sich niedersetzte. Die Arme kreuzend, stützte sie den Kopf auf die Hand, und blieb so sitzen, bis der Orkan mit seinem Begleiter, dem Blitz, sie weckte.

Sie erhob sich rasch, warf einen Blick um sich und fand es am räthlichsten, sich unter das Portal der Kirche zu flüchten, um hier Schutz gegen den heftigen Regen zu finden.

Dennoch wendete sie sich erst noch einmal zu dem Grabe, drückte ihre Lippen auf den kalten Marmor und flüsterte:

„Geliebte Mutter, dies ist das erste mal, daß ein Unwetter über dem Haupte deiner Tochter losbricht, während sie bei dir ist.“

Sie entfernte sich einige Schritte vom Grabe, ward aber plötzlich wie von einer unsichtbaren Hand zur Erde geschleudert. Vor ihren Augen sah es aus, als ob die ganze Luft aus einem einzigen Feuermeer bestünde.

Ein furchtbares Krachen schlug an ihr Ohr, und raubte ihr auf einige Minuten Gesicht und Gehör.

Der Regen stürzte herab, der Donner rollte, die Blitze leuchteten; aber betäubt und wie gelähmt blieb sie liegen.

Als sie sich wieder zu rühren vermochte, bedurfte sie gleichwol einer langen Weile, ehe sie sich erheben konnte.

Endlich stand sie wieder aufrecht. Ihr erster Blick flog nach dem Grabe, welches sie vorhin verlassen.

Ein durchdringender Schmerzensschrei entrang sich ihr, und sie eilte zur Stelle.

Das Marmorkreuz und die schöne Cypresse, welche ihren Schatten darüber geworfen, waren zersplittert. Der Blitz hatte eingeschlagen, und das Kreuz, welches so viele Jahre an Anna's Grabe Wache gestanden, und an dessen Fuß die zurückgelassene Tochter so oft gebetet und geweint, in Trümmer geschmettert.

Ohne sich an Ungewitter oder Regen zu kehren, warf Gurli wild schluchzend sich an dem zerstörten Denkmal nieder. Sie fühlte nicht, daß der Regen auf sie herabströmte, denn ihre Thränen flossen fast ebenso unaufhaltsam.

„Gurli!“ rief plötzlich eine ängstliche Stimme, während jemand die Kniende um den Leib faßte und hinzusetzte: „Was ist das? Was um Gottes willen ist geschehen?“

Gurli's Schluchzen verstummte. Sie ließ sich von dem Arm, der sie um den Leib gefaßt, emporheben, als ob sie keines Widerstandes fähig wäre.

Als sie wieder vor dem Grabhügel stand und ihr Blick auf das zerschmetterte Kreuz fiel, brach ihr auf einen Augenblick unterdrücktes Schluchzen wieder hervor.

„Das Grab meiner Mutter ist zerstört“, stammelte

sie. „O mein Gott, das einzige, was ich auf Erden liebte, ist mir entrissen!“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Es gibt einen Ton des Schmerzes, welcher tiefern Eindruck auf die Seele macht als die lebhafteste Schilderung desselben.

So war es auch jetzt.

Gurli's Stimme sagte mehr als ihre Worte und machte den Arm beben, welcher sie stützte.

„Gurli, der Geist deiner Mutter umschwebt dich noch ebenso liebevoll, obschon der Blitz das kalte Marmormonument auf ihrem Grabe zerstört hat. Komm, laß uns gehen.“

Gurli hob ihr Antlitz von den Händen empor.

„Stephan“, sagte sie mit bitterm Schmerz, „besser wäre es gewesen, der Blitz hätte mich getödtet, als mein Herz dieses Kreuzes beraubt, an dessen Fuß ich zu fliehen wagte, um Ruhe und Frieden zu finden.“

Abermals brach sie in lautes Weinen aus.

Stephan sprach milde und trostreiche Worte, und endlich gelang es ihm, ihr aufgeregtes Gemüth ein wenig zu beruhigen, sodaß sie sich dazu verstand, mit ihm nach Birgersborg zurückzukehren.

Der Regen hatte aufgehört, die Wolken hatten sich zerstreut, und als Gurli in den Hof des alten Schlosses trat, fielen einige helle, lächelnde Sonnenstrahlen auf ihr Haupt.

Stephan ergriff ihre Hand und sagte in herzlichem Ton:

„Siehst du, Gurli, jetzt lächelt die Sonne dich an, und scheint dir die Lehre geben zu wollen, daß nach Kummer und Schmerz Freude kommt. Es steht einzig und allein bei uns, ob wir unsere Leiden so tragen wollen, daß sie uns niemals des Trostes und der Hoffnung für die Zukunft berauben. Wir müssen bei jedem Ungewitter aufrecht stehen wie die Eiche, und werden

dann, wenn es vorüber ist, von dem Engel des Trostes geliebkost und von der Sonne der Hoffnung beleuchtet. Betrachte dort die große Eiche. Ihr Grün ist jetzt frischer als vor dem Regen."

„Ich danke", war Gurli's einzige Antwort.

Im nächsten Augenblick verschwand sie die Treppe hinauf, welche nach ihren Zimmern führte.

Stephan ging hinunter in den Flügel, um seine durchnäßten Kleider gegen trockene zu vertauschen.

Als er hierauf in den Salon trat, fand er Gurli hier schon in eine einfache, grau und schwarz gestreifte Bluse gekleidet.

Sie lachte und scherzte nicht wie vor dem Besuche auf dem Kirchhofe. Man bemerkte sogar Spuren von Thränen; aber dabei war sie ruhig und der Ausdruck ihrer Züge von der Art, daß es niemand einfiel, sie zu fragen, was vorgefallen sei.

Mit Mathilde sprach sie ungewöhnlich freundlich.

Sobald das Souper eingenommen war, ging sie wieder hinauf in ihre Zimmer.

Am nächstfolgenden Tage, dem Mittsommerabend, fehlte Gurli beim Frühstück.

Dies war jedoch nichts Ungewöhnliches. Sie pflegte nur selten dabei zugegen zu sein. Auch Stephan war nicht sichtbar, und dies war bei diesem bisjetzt das erste mal.

„Weißt du, wo Stephan ist?" fragte Beate ihren Sohn.

„Ich habe mir nicht die Aufgabe gestellt, sein Hüter zu sein", entgegnete Allon kurz und kehrte seiner Mutter den Rücken.

Man frühstückte.

Alle waren heiter und munter.

Das Wetter war herrlich, und man erwartete großes Vergnügen beim Maibaum und beim Tanz. Für

die Jugend ist der Tanz einmal eine wirkliche Glückseligkeit.

Allon's schönes Antlitz blieb gleichwol finster. Er entfernte sich sehr bald aus dem Speisezimmer, und obschon er sich anheischig gemacht, die Belustigungen am Maibaum zu leiten, so vergaß er dies doch, um Stephan auszukundschaften und sich zu überzeugen, ob derselbe möglicherweise in Gurli's Gesellschaft sei.

Als er an das in den Hof führende eiserne Gitterthor kam, begegnete er Lisa und fragte sie, wo er Gurli finden könne.

„Sie wird wol auf den Kirchhof gegangen sein", antwortete Lisa.

Allon lenkte seine Schritte dorthin.

Auf Anna's Grabhügel, von welchem die Trümmer des zerschmetterten Kreuzes hinweggeschafft worden, saß Gurli und an ihrer Seite Stephan.

Allon blieb bei diesem Anblick stehen, als ob er in eine Salzsäule verwandelt würde.

Stephan hielt Gurli's Hand in einer der seinigen stützte den Kopf auf die andere, sodaß er Stirn und Augen bedeckte, und hörte dem zu, was Gurli sagte.

Mit einer Stimme, welche, obschon sie bebte, wunderbar klar klang, sagte Gurli:

„Du kannst meinen Kummer über dieses zertrümmerte Kreuz nicht verstehen, sagst du, Stephan. Vielleicht aber wirst du dies doch, wenn ich dir sage, daß es meine Kirche, mein Altar war, an welchem ich niederkniete und zu ihr betete, deren Geist, wie mich dünkte, diesen Platz umschwebte. Wenn andere dort hineingingen" — sie zeigte auf die Kirche —, „um zu beten, so ging ich zu dem Kreuz am Grabe meiner Mutter. Wenn andere zu einem lieben Freund flohen, um diesem ihren Schmerz oder ihre Freude zu vertrauen, wanderte ich dagegen hierher, schlang die Arme um den kalten Marmor, lehnte meine Stirn an die stumme Fläche und flüsterte dieser meine

Gedanken und Gefühle zu. Ach, Stephan, das einfache, weiße Kreuz war für mich das Theuerste und Kostbarste, was ich besaß. Gern hätte ich dafür meinen ganzen Reichthum geopfert. Seitdem meine Mutter starb, war es mir so heilig und theuer geworden, daß ich mich, als ich im fremden Land war, hierher sehnte, und einsam und verlassen dazustehen glaubte, wenn ich lange nicht am Fuße desselben gekniet. Es war ein Glied zwischen mir und dem Himmel. Es war der stumme Zeuge meiner Reue über meine Fehler, meiner edelsten und besten Vorsätze, — mit wenigen Worten, mein einziger Vertrauter. Und nun ist es zertrümmert, vernichtet! Wohin soll ich nun fliehen, wenn die Seele in ihrer Armuth leidet, wenn das Herz sich nach Labung sehnt, wenn es mir hier zu voll wird und ich das Bedürfniß fühle, aufzuathmen?"

Gurli schwieg, und Allon stand vor ihr und Stephan.

Er war herbeigeeilt, getrieben von der Eifersucht, die er empfand, als Gurli so zu Stephan sprach.

Ueberrascht durch sein plötzliches Erscheinen, erhoben sich Gurli und Stephan.

„Man wundert sich über deine Abwesenheit diesen Morgen", sagte Allon mit Heftigkeit, ohne zu grüßen. Seine Miene war eine höchst aufgeregte.

Der weiche, milde und bekümmerte Ausdruck in Gurli's Wesen verschwand. Sie betrachtete Allon mit zornigem Blick und sagte in stolzem Ton:

„Nun, und? Soll ich vielleicht meine Gäste um Erlaubniß bitten, wenn ich das Grab meiner Mutter besuchen will?"

„Nein, das nicht", entgegnete Allon; „aber doch muß es einem jeden sehr sonderbar vorkommen, daß du in Stephan's Gesellschaft hierher wallfahrtest."

Allon war so außer aller Fassung und Selbstbeherrschung gebracht, daß er vergaß, was die Klugheit gebot.

„Wenn man sich auch darüber wundert, so frage ich doch

weiter nicht danach. Ich gehe hierher mit wem es mir gefällt, ohne irgendjemand — verstehst du wohl, ohne irgendjemand — zu erlauben, sich darein zu mischen."

Mit diesen Worten ging Gurli an Allon vorbei und verließ den Kirchhof, indem sie hinzusetzte:

„Ich hätte von dir, Allon, wohl so viel Achtung vor dem Andenken meiner Mutter erwartet, daß du dir in der Nähe ihrer Gruft keinen Ausbruch von schlechter Laune gestattetest."

Wie verblendet von Eifersucht Allon auch war, so empfand er doch jetzt über sein Benehmen ein lebhaftes Gefühl von Reue. Er eilte Gurli nach und stammelte:

„Gurli, ich bitte dich inständig, verzeihe mir meine Uebereilung! Ich bitte dich darum bei dem Andenken an deine Mutter."

Schlimmer hätte der arme Allon seine Worte nicht wählen können. Bei der Erinnerung an das Andenken ihrer Mutter dachte Gurli an Allon's Brandstiftung und die von ihm gegen sie erhobene falsche Anklage. Sie drehte sich herum und sagte bitter:

„Rufe nicht den Schatten meiner Mutter an, du, der du ihr einmal so grausamen Schmerz zufügtest. Ich könnte mich sonst versucht fühlen, dich wegen des Bösen, welches du damals verübt, zu hassen'

Stephan war auf dem Kirchhof stehen geblieben und schaute den beiden nach. Er hörte Allon's Bitte, ebenso wie Gurli's Antwort, und dachte:

„Wie entsetzlich wirken doch die Erinnerungen der Kindheit auf unser Leben zurück, und wie sehr wird dasselbe durch das Unrecht verbittert, welches wir in diesen Jahren erlitten haben! Dieser Reichthum, welch ein Dämon ist er für uns alle drei gewesen! Wie hat die Begier danach unser Herz erbittert gleich einem bösen Geist!"

Stephan warf einen Blick auf den mit Blumen

geschmückten Rasen, unter welchem Anna's Staub ruhte, und fuhr fort:

„Deine Tochter, arme Frau, was ist aus ihr geworden? Ein Gemisch von Kräften, vor welchen man erbebt. Als sie kürzlich hier saß und von ihrer Liebe zu deiner Gruft sprach, wie sanft lautete da ihre Stimme, wie einfach und ergreifend waren ihre Worte! Und dennoch — dennoch konnte sie in der nächsten Minute gereizt, übermüthig und unbarmherzig sein, mit der Angst eines andern spielen, seines Schmerzes spotten und nur Gefühl für sich selbst besitzen."

Nach diesem Alleingespräch verließ er den Kirchhof.

Allon hatte während des ganzen Wegs geschwiegen oder Gurli um Verzeihung gebeten; je mehr er aber bat, desto gereizter schien ihre Stimmung zu werden. Als sie das Schloß erreichten, war sie so aufgebracht, daß Allon niemals, seitdem sie älter geworden, sie so gesehen.

Der Mittsommerabend begann daher nichts weniger als angenehm für Allon, dem Gurli's Benehmen wirklich Schmerz verursachte. Als sie schieden, sagte er:

„Du ahnst nicht, Gurli, welchen Schmerz du mir zufügst. Mögest du nicht einmal Grund haben, deine Härte zu bereuen."

Gurli sah ihn an. Sein Blick sagte mehr als seine Lippen. Es lag darin gleichsam eine Ahnung, daß Gurli in der Zukunft vielleicht einmal vergebens ihn bitten würde.

Der Vormittag ward durch allerlei Beschäftigungen in Anspruch genommen. Allon ersuchte einen der Herren O., sein Amt als Festordner zu übernehmen, und schloß sich dann in sein Zimmer ein.

Er ward nicht eher sichtbar als am Abend, wo er nur auf Blom's Zureden sich bewegen ließ, hinunter auf den Tanzplatz zu gehen.

Er fand den Tanz in vollem Gang und Gurli mitten im Strudel desselben. Heiter und muthwillig, als

ob sie niemals einen ernsten Gedanken gehabt, gab sie sich dem Tanze hin.

Allon empfand bei ihrem Anblick heftigen Schmerz.

Sie sah aus wie die verkörperte, übermüthige Freude, und war so schön, daß Allon sie niemals schöner gefunden. Desto bitterer ward es für ihn, zu bedenken, daß er für sie durchaus nichts zu sein schien.

Er hätte gewünscht, den stattlichen Lieutenant Brinker, Besitzer eines Landguts in der Nähe von Birgersborg und unvermählt, welcher jetzt mit Gurli herumwirbelte, in Stücken reißen zu können. Noch nie hatte er gegen den schönen Sohn des Mars einen solchen Abscheu empfunden wie in diesem Augenblick.

Der Himmel allein weiß, was für Thorheiten er sich erlaubt haben würde, wenn nicht der Walzer zu Ende gegangen und Gurli auf ihn zugekommen wäre, und mit ihrem bezauberndsten Lächeln gesagt hätte:

„Ich fürchte, daß ich heute nicht recht artig gegen dich gewesen bin, lieber Allon. Ich glaube aber, wir thun am besten, wenn wir das Unangenehme, was der Vormittag für uns hatte, vergessen. Meinst du nicht auch?“

Wenn Gurli gefallsüchtig gewesen wäre, so hätte sie ihrem Antlitz keinen schönern Ausdruck geben können, als sie ihm jetzt gab. Es hätte ihr nicht besser gelingen können, die bösen Mächte, welche Allon beherrschten, zu beschwören, als jetzt der Fall war.

Seine Miene veränderte sich. Bei dem Sonnenschein ihres freundlichen Blicks flohen die Schatten von seiner Stirn hinweg.

Gurli war den ganzen Abend freundlich, und interessirte sich für niemand als ihn. Sie tanzte und promenirte mit ihm, und zeigte zum ersten mal ganz unverhohlen, daß wenn sie einem der anwesenden jungen Herren einen Vorzug einräumte, dies mit ihrem Cousin Allon der Fall war.

Glück und Unglück wechseln leicht in der Seele des Verliebten. Ein Nichts schafft eine ganze Welt von Leiden, und ebenso wenig gehört dazu, um Freude hervorzurufen.

Dies bewies Allon, welcher aus der Wildniß des Zweifels plötzlich in den Lustgarten der Hoffnung versetzt ward.

Mit Stephan sprach Gurli während des ganzen Abends nur ein einziges mal.

„Warum tanzest du nicht?“ fragte sie.

„Weil ich den Tanz verabscheue. Ich finde ihn gleichzeitig lächerlich und infernalisch. Dieses geistesarme Hüpfen und Springen nach dem Takte der Musik kommt mir tollhäuslerartig vor.“

„Sag' lieber, daß du deshalb einen so großen Widerwillen dagegen hast, weil du nicht tanzen kannst“, entgegnete Gurli. „Das, worin man selbst keine Fertigkeit besitzt, verabscheut man gewöhnlich.“

„Wol möglich“, bemerkte Stephan kalt.

Einen Augenblick später sah Gurli ihn mit der jüngsten Tochter des Propstes walzen, und zu ihrer großen Verwunderung walzte er recht gut, tanzte aber nur diesen einzigen Tanz.

Er hatte damit bewiesen, daß er in der ihm verhaßten Kunst, eine Dame zu führen, gleichwol nicht ungeschickt war.

Der Mittsommertag war vorbei, und die Gäste auf Birgersborg machten eine Bootfahrt auf dem See.

Gurli nahm daran keinen theil, sondern blieb zu Hause. Sie saß auf der Terrasse mit Allon, der sie um eine Unterredung ersucht und sich fest vorgenommen hatte, durch dieselbe die Entscheidung seines Schicksals herbeizuführen.

Dennoch kam Gurli ihm zuvor, denn ehe er noch ein Wort über seine Lippen gebracht, sagte sie:

„Welchen Grund du auch gehabt haben magst, diese

Unterredung von mir zu begehren, so bitte ich dich doch, es mir nicht zu sagen. Jede Erklärung zwischen dir und mir wäre jetzt unpassend. Ich will kein Vertrauen empfangen, von dem ich noch nicht weiß, wie ich es erwidern soll. Es genüge dir zu wissen, daß du der Mensch bist, in dessen Gesellschaft ich mich am wohlsten fühle, wenn du nämlich heiter und frei von jedem Ausbruch schlechter Laune bleibst. Wir sind jung, weshalb sollen wir uns daher zur Unzeit die Gegenwart verbittern, während Hoffnung und die Zukunft uns gehören?"

„Die Hoffnung, Gurli?" fragte Allon und sah seine Cousine an.

„Ja; ich nehme dieses Wort nicht zurück."

„Es liegt viel darin."

„Viel und wenig", entgegnete Gurli erröthend, „kurz, alles, was ich dir für den Augenblick geben kann. Jetzt wirst du mir versprechen, während unsers kurzen Beisammenseins in diesem Jahr dieses Thema nicht wieder aufzunehmen und den Gang der Ereignisse nicht zu beschleunigen zu suchen."

Sie streckte, indem sie dies sagte, die Hand aus.

„Du verlangst beinahe das Unmögliche", sagte Allon.

„Schau' her, Allon", hob Gurli wieder an. „Betrachte einmal die Pflanze da auf dem Beete. Sie wird einmal heranwachsen und ein prachtvoller Blumenstock werden. Die Hoffnung darauf ist die Freude des Gärtners. Er begießt und pflegt die Pflanze, und wartet, bis sie ordentlich Wurzel gefaßt hat, Knospen treibt und endlich blüht. Er zieht nicht den Stock heraus, um zu sehen, wie das Wachsthum sich anläßt. Er untersucht nicht die Knospen, um zu sehen, ob sie wirklich zur Blüte kommen werden, sondern er wartet geduldig, bis sie sich selbst entwickelt, und dann pflückt er die Blume, steckt sie an seine Brust und ist für seine Mühe belohnt. Ein entgegengesetztes Verfahren würde das Wachsthum, solange die Pflanze noch zart war, getödtet haben."

„Du bist ein sonderbares Mädchen, Gurli", stammelte Allon und reichte ihr die Hand. „Deine Macht über mich ist aber so groß, daß du mich zu allem bringen kannst, was du willst, dafern du mich nur hoffen lässest."

„Eine solche Macht will ich nicht über dich besitzen", rief Gurli hastig. „Das Bewußtsein derselben würde niederschlagend auf meine Seele wirken. Selbst frei und selbständig in allen meinen Gedanken und Gefühlen kann ich blos das schätzen, was frei und unabhängig ist. Doch davon wollen wir nicht weiter sprechen. Du versprichst also, auf dieses Thema nicht eher zurückzukommen, als bis ein Jahr vergangen ist, und wir abermals eine Zeitlang hier verweilt haben."

„Wird dann die Pflanze zur Blume erblüht sein?" fragte Allon und küßte Gurli's Hand.

„Frage den Boden dort, ob er weiß, wozu die Pflanze sich entwickeln wird. Er wird antworten: Nein, denn Sonne, Regen und Luft entscheiden über den Erfolg. Ein einziger Nachtfrost kann Tod und Vernichtung bringen."

„Ich werde dessen eingedenk sein", sagte Allon und küßte Gurli's Hand nochmals.

Weiterhin am Vormittag wanderten Elisabeth und Gurli in den Alleen des Gartens auf und ab.

„Du hast ein gefährliches Spiel vor, Gurli", sagte Elisabeth. „Du scheinst durchaus nicht verstehen zu wollen, daß Allon dich in vollem Ernste liebt; du glaubst, daß alles gewonnen ist, wenn du einer bestimmten Erklärung ausweichst."

„Du beurtheilst mich nicht richtig, Elisabeth", sagte Gurli. „Ich spiele nicht mit Allon; ich glaube, daß seine Zuneigung zu mir eine ernste ist, aber ich bin meines eigenen Herzens noch nicht sicher. Seitdem Allon und ich vor drei Jahren einander wiedersahen, ist mein

Gefühl für ihn so dunkel und unklar gewesen wie mein ganzes Innere. In der Kindheit war er mir verhaßt. Mit diesem Gefühl schieden wir. Siebzehn Jahre alt begegneten wir uns wieder, nachdem wir vier Jahre lang einander nicht gesehen. Ich erkannte den Feind meiner Kindheit nicht wieder, sondern hatte jetzt einen jungen Mann vor mir, dessen Gesellschaft mir gefiel und mich interessirte. Ja, ich glaube, ich wäre sofort von derselben lebhaften Zuneigung zu ihm, wie er zu mir, ergriffen worden, wenn nicht —"

„Nun, wenn nicht?"

„Wenn nicht die Erinnerung an unsere Kindheit noch in mir gelebt hätte. Einen Tag, oder richtiger eine Stunde lang, kommt es mir vor, als ob ich Allon sehr liebhaben könnte, ja sogar, als ob ich dies wirklich thäte. In der nächsten dagegen und bei dem geringsten Ausdruck von Zärtlichkeit oder etwas, was an die Vergangenheit erinnert, wird mein Herz kalt und bitter. Allon's Liebe erscheint mir dann verhaßt, und ich wünsche, weit, weit hinweg zu sein; es ist mir, als sähe ich das Unglück hinter dieser Liebe hervor mich angrinsen. Wenn ich ihn dann bei einer derartigen Anwandelung gepeinigt und betrübt habe, so wird meine Seele von Reue ergriffen; ich fürchte, seine Zuneigung zu verlieren, und dann — dann, Elisabeth, ist es mir als liebte ich ihn, bis er durch irgendeine Hindeutung auf seine Gefühle meine Furcht vor einer entscheidenden Erklärung aufs neue erweckt. Was kann ich wol unter dergleichen Verhältnissen anderes thun, als der Gefahr, die ich fürchte, ausweichen, bis ich meines eigenen Gefühls sicher bin?"

„Aber während dieser Zeit hofft er. Hast du überlegt, was aus Allon werden würde, wenn er sich eines Tags in seiner Hoffnung getäuscht sähe?"

„Nein, liebe Elisabeth. Ich habe ja vollauf damit zu thun, daß ich bedenke, was aus mir selbst

werden soll, und kann daher meine Seele nicht mit dem Gedanken an andere beschäftigen. Laß uns daher nicht weiter davon sprechen. Wenn wir im Herbst Birgersborg den Rücken gewendet haben, wollen wir dieses Thema wieder aufnehmen."

Funfzehntes Kapitel.

Es ereignete sich nichts Bemerkenswerthes, und die Tage gingen ihren gleichmäßigen Gang. Man hatte jetzt auf Birgersborg blos eine Aufgabe, nämlich sich die Zeit durch alle möglichen Zerstreuungen so angenehm als möglich zu verkürzen.

Es war ja hier ein unermeßlich reiches Mädchen vorhanden, und junge Männer wetteiferten miteinander, ihr zu gefallen und sie zu amusiren, um wo möglich ihre Hand und, was noch mehr war, ihr Vermögen zu gewinnen.

Stephan war der einzige, der an diesem Wettkampf keinen Antheil nahm. Er und Gurli blieben einander gleichsam fremd. Es war als ob sie die Vertraulichkeit, die nach der Zertrümmerung von Anna's Grabmal zwischen ihnen entstanden, wieder vergessen hätten.

Stephan behielt in seiner Art und Weise gegen Gurli etwas Sarkastisches und oft schonungslos Spottendes, wenn er von ihren seltsamen Launen, ihrem Egoismus oder ihren Fehlern sprach.

Gurli ihrerseits war gegen ihn weniger empfindlich als gegen sonst jemand, und wenn sie auch einmal seine Ausfälle mit all dem kecken Uebermuth, der sie kennzeichnete, zurückwies, so geschah dies gleichwol sehr selten.

Sie wich vielmehr in der Regel jedem Streit mit ihm aus, denn sie wußte recht wohl, daß Stephan fast allemal den Sieg behauptete.

Gegen Beate war sie eiskalt und wechselte mit ihr niemals ein anderes Wort, als welches die dürftige Höflichkeit ihr abzwang. Dagegen geschah es sehr oft, daß sie mit verletzender Rücksichtslosigkeit Beatens salbungsvolle Redensarten unterbrach, wenn diese Gottes Schutz anflehte, oder von christlicher Ergebung und dergleichen sprach.

Mathilde dagegen ward von Gurli sehr freundlich behandelt, obschon diese jede vertrauliche Annäherung, wenn Mathilde sich einmal dazu versucht fühlte, entschieden zurückwies. Die Gelegenheit, die sich ihr hierzu darbot, war jedoch eine äußerst seltene.

In den letzten Tagen des Augustmonats, nachdem alle fremden Gäste abgereist und nur noch die Verwandten und Blom da waren, versammelte man sich, wie gewöhnlich, zum Frühstück, und wartete nur noch auf Tante Katharine, um anzufangen.

Endlich trat diese ein. Sie hielt einen Brief in der Hand, welchen sie Blom mit den Worten reichte:

„Gurli ersuchte mich, als sie heute Morgen abreiste, Ihnen, Herr Magister, dies da zu geben. Zugleich trug sie mir auf, euch allen ihren Abschiedsgruß zu vermelden und euch zu bitten, so lange hier zu bleiben, als es euch beliebt. Nächsten Mai hofft sie euch alle gesund und munter wiederzusehen.“

Beate richtete den Blick gen Himmel und sprach einen frommen Wunsch für Gurli's Wohl aus. Sie bat den Höchsten, er möge Gurli ihr übermüthiges Benehmen

gegen ihre Verwandten, die sie so ohne allen Abschied verlassen, niemals bereuen lassen.

Mathilde meinte, es gäbe hierbei nichts zu bereuen, und Tante Katharine ließ ihre Daumen wirbeln, indem sie zugleich in scharfem Ton erklärte, unser Herrgott könne es unmöglich als eine Sünde anrechnen, wenn man zum Abschied nicht weinte und sich Judasküsse gäbe, sondern lieber ohne dergleichen Ceremonien auseinander ginge.

Nachdem sie dies gesagt, fuhr sie mit der Hand in die Tasche und holte einen zweiten Brief heraus.

„Beinahe hätte ich diesen Wisch da vergessen", sagte sie und reichte Allon das kleine Billet.

Einige Tage später waren Beate und Allon fort von Birgersborg. Mathilde, Stephan und Blom blieben noch.

Es war eine Woche, nachdem Gurli ihren stolzen Herrnsitz verlassen, als dessen eigentlicher Herrscher jetzt Walter betrachtet werden konnte.

Es hatte den ganzen Tag geregnet. Walter war am Morgen nach der Stadt geritten, Blom und Stephan waren nach dem Mittagsmahl in dem alten Saal auf und ab gewandert, und hatten sich über verschiedene gelehrte Gegenstände unterhalten.

Mathilde Brun saß oben bei Tante Katharine in deren Zimmer.

Gegen Abend hörte der Regen auf, und Blom schlug Stephan vor, einen Spazierritt zu machen; Stephan aber hatte keine Lust dazu, und blieb daher allein im Saale.

Er warf sich auf eins der Ecksofas und vertiefte sich in die Lectüre eines juristischen Werks.

Die Dämmerung brach ein. Er legte das Buch weg, streckte sich der Länge nach aus, heftete den Blick auf das Gemälde über dem Kamin und versank in Gedanken.

Eine Bewegung an den Glasthüren, welche nach der Terrasse zu geöffnet standen, bewog ihn, dorthin zu sehen.

Auf der Schwelle stand eine Frauengestalt. Sie schaute sich im Zimmer um, wie um zu sehen, ob jemand darin sei.

Dann schritt sie in der Richtung des Sofas, auf welchem Stephan lag, näher.

Ihr Gesicht war dem jungen Candidaten zugewendet.

Ein einziges mal vorher hatte er dieses Antlitz gesehen; aber die dunkeln Züge hatten sich seiner Erinnerung fest eingeprägt.

Stephan erhob sich rasch.

Bei dieser Bewegung des jungen Mannes blieb die Frau stehen.

„Ich wünsche mit Fräulein Falkenstern zu sprechen", sagte sie in gebrochenem Schwedisch.

„Diese ist abgereist", antwortete Stephan und trat der Unbekannten näher. „Was wollen Sie von Fräulein Falkenstern?" setzte er hinzu.

Die Unbekannte sah ihn mit ihren großen, schwarzen Augen an, die in dem Halbdunkel, welches sie umgab, ein paar glühenden Kohlen glichen.

„Ich habe eine Rechnung mit ihr auszugleichen", murmelte die Unbekannte und wendete sich von Stephan ab, um auf demselben Wege, den sie gekommen, wieder hinauszugehen.

Stephan aber stellte sich ihr in den Weg und sagte in englischer Sprache, die sie, wie er sehr richtig voraussetzte, besser verstand als die schwedische:

„Dies ist das zweite mal, daß Sie hier erscheinen. Was suchen Sie?"

„Das zweite mal", wiederholte die Unbekannte; „ja, aber beide mal bin ich zu spät gekommen. Das nächste mal soll es nicht der Fall sein."

„Sie beantworten nicht meine Frage, nämlich was Sie hier suchen?"

„Gerechtigkeit oder Rache."

„Wofür?“

Die Frau streckte die Hand aus und murmelte:

„Ich will wiederhaben, was man mir genommen. Ich will Gold haben, um mein Kind freizukaufen. Ich will Rache haben für das, was ich gelitten.“

„An wem wollen Sie sich rächen?“

„An dem, der jetzt dieses Gold besitzt.“

„Aber wer sind Sie?“

Sie sah ihn an, seufzte tief auf und sagte:

„Wenn ich wiederkomme, werde ich dies sagen.“

Sie glitt rasch an Stephan vorbei, und ehe er sich ihr noch einmal in den Weg stellen konnte, war sie schon hinaus auf die Terrasse.

Stephan wollte ihr nacheilen, stolperte aber über etwas, was auf dem Boden lag, und fiel der Länge lang hin.

Als er sich wieder aufgerafft hatte, war die Frau verschwunden. Er bückte sich, um zu sehen, was es wäre, was seinen Fall verursacht, und fand einen Frauenmantel von feinem, leichtem Stoff.

Wahrscheinlich hatte die Unbekannte denselben getragen, als sie eingetreten war, und ihn in dem Augenblick, wo sie an Stephan vorbeiglitt, aus Versehen oder absichtlich fallen gelassen.

Mochte dem nun sein wie ihm wollte, so war sie nun entschlüpft und hatte den Mantel im Stiche gelassen.

Am nächstfolgenden Tage reisten Stephan, Mathilde und Blom ebenfalls von Birgersborg ab.

Vor seiner Abreise hatte Stephan an Gurli einen Brief folgenden Inhalts geschrieben:

„Dieselbe Mulattin, welche bei Onkel Falkenstern's Ableben erschien, hat sich wieder auf Birgersborg gezeigt. Sie suchte Dich. In welcher Absicht, weiß ich nicht; denn ihre Worte waren verworren. Sie sagte, sie würde wiederkommen, um Rache und Gerechtigkeit zu fordern.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Dich hier=
von zu unterrichten. Freundlichst

Stephan."

Dieser Brief traf Gurli gerade als sie von Stock=
holm abreisen wollte, um über Deutschland die Reise
nach Frankreich und Italien fortzusetzen.

Sechzehntes Kapitel.

Zu dem Pfingstfeste des nächstfolgenden Jahres wurden auf Birgersborg große Vorbereitungen getroffen, um bis zur Ankunft Gurli's und ihrer Gäste alles in Ordnung zu bringen.

Tante Katharine commandirte und regierte die weibliche Bevölkerung, Walter die männliche.

Dieses Jahr sollte Gurli mündig werden.

Sie war die erste, die auf Birgersborg anlangte, aber in sichtlich aufgeregter Gemüthsstimmung.

Das Wetter war bei ihrer Ankunft regnerig und sie hatte nicht, wie das Jahr vorher, den Weg an der Kirche vorbei genommen, sondern war direct nach dem Schlosse gefahren.

Schweigend drückte sie Tante Katharine die Hand zum Gruße, winkte Walter ihr zu folgen und schloß sich gleich nach ihrer Ankunft mit ihm in ihr Cabinet ein.

„Das muß ich sagen, das muß ich sagen", rief Tante Katharine, zu Elisabeth gewendet. „Was ist denn mit Gurli, daß sie so ohne ein Wort zu sagen an mir vorbeirast?"

„Gurli's Gemüthsstimmung ist während der letzten

Tage sehr ungleich und sonderbar gewesen", antwortete Elisabeth.

Am nächstfolgenden Morgen war Tante Katharine noch nicht ordentlich angekleidet, als Gurli schon bei ihr eintrat.

Jetzt war sie heiter und munter. Sie brachte eine ganze Menge schöne Geschenke für Tante Katharine mit, scherzte über ihre Unhöflichkeit am vorigen Abend, und versprach dieselbe während des Sommers wieder gutzumachen.

In ihrer Art und Weise lag jetzt durchaus nichts, was schlechte Laune verrathen hätte.

Nachdem Gurli eine Weile mit Tante Katharine geplaudert, begab sie sich hinaus in den Garten, um zu promeniren.

Sie hatte der Alten erzählt, daß sie aus Italien ein schönes Monument für das Grab ihrer Mutter zum Ersatz für das mitgebracht, welches der Blitz im vorigen Jahre zertrümmert.

Tante Katharine lächelte gutmüthig schlau, während sie Gurli zuhörte.

Wer letztere soeben noch mit der alten Tante scherzen gesehen, würde sie kaum wiedererkannt haben, als sie jetzt mit gesenktem Haupte den kleinen Waldweg entlang nach der Kirche wanderte.

Sie trat in den Kirchhof. Mit gesenktem Blick und in Gedanken versunken, stand sie am Grabhügel der Mutter, ohne das Auge ein einziges mal von der Erde emporzurichten. Es war als ob sie sich scheute, den leeren Platz zu sehen, wo das theuere, weiße Kreuz gestanden.

Sie seufzte und blickte endlich auf, aber in demselben Augenblick entfuhr ihr ein Ausruf der Ueberraschung und Freude.

Hier stand das alte Kreuz, der theuere, stumme Freund, ganz so wie er von jeher hier gestanden.

Tante Katharine stand eben im Begriff, der Wirthschaftsmamsell einige Anordnungen in Bezug auf die

Mittagstafel zu ertheilen, als die Thür ihres Zimmers heftig aufgerissen ward und Gurli, erhitzt vom raschen Gehen, hereintrat und ausrief:

„Tante, wer hat das Kreuz auf Mamas Grab aufgerichtet?“

„Stephan, natürlich“, antwortete Tante Katharine.

Die Wirthschaftsmamsell entfernte sich.

„Stephan“, murmelte Gurli und warf sich aufs Sofa. „Und weshalb?“

„Na, das muß ich sagen, das muß ich sagen, liebe Gurli! Das ist eine sonderbare Frage.“

„Nein, sie ist nicht sonderbar“, entgegnete Gurli heftig. „Mir, nicht ihm lag es ob —“

„Den Grabstein deiner Mutter wieder aufzurichten. Allerdings, vermuthlich aber wünschte Stephan auf diese Weise der armen Todten seinen Dank für ihre Freundlichkeit gegen ihn bei Lebzeiten zu beweisen, und vielleicht wollte er auch dir eine Freude machen. Du mußt wissen, daß es ihm viel Mühe gekostet hat, das Kreuz so zusammensetzen zu lassen, daß sämmtliche größern Stücken von dem alten mit verwendet werden konnten. So wie es jetzt aus dem alten und dem neuen Marmor zusammengesetzt ist, kostet es doppelt so viel wie ein neues, aber Stephan war einmal eigensinnig und wollte es durchaus so haben, obschon ich es ganz ungereimt fand.

„Ah so! Es sind Stücke von dem alten Kreuz darin“, stammelte Gurli und verließ das Zimmer ebenso rasch als sie gekommen war, um noch einmal nach dem Kirchhof zurückzukehren.

Als sie wiederkam, war bereits die Mittagstafel gedeckt. Während der Mahlzeit war sie heiter und munter.

Nach Beendigung derselben nahm sie auf der Terrasse Platz.

Elisabeth nahm ihren Hut und begab sich nach der im vorigen Jahre eingerichteten Schule, als deren eigent-

liche Stifterin sie sich betrachten konnte, und für welche sie sich sehr interessirte.

Tante Katharine hatte noch viel mit allerlei häuslichen Verrichtungen wegen des Festes zu thun, und Gurli blieb daher allein.

Den Kopf auf die Hand gestützt, betrachtete sie das Gemälde vor sich, aber nicht mit einem Blick der Zufriedenheit, sondern mit Unruhe. Es war, als ob ihre Gedanken nicht dem Auge folgten, sondern eine andere Richtung nähmen.

Endlich erhob sie sich, schüttelte den Kopf und murmelte:

„Es ist vergebens, zu grübeln; es wird mir doch nicht gelingen, dieses Geheimniß zu durchdringen. Vergebens ist es, es ergründen zu wollen."

Gurli ging in den Saal hinein bis vor das Gemälde über dem Kamin. Sie dachte jetzt wieder an alles, was Stephan in ihren Kinderjahren darüber gesagt, und welchen ergreifenden Eindruck es auf ihn als Knabe machte.

„Ich begreife in der That nicht, warum du dieses Bild hier hängen läßt", rief eine Stimme hinter ihr.

„Stephan!" rief Gurli und drehte sich herum. „Du hier — schon!" setzte sie hinzu.

„Schon!" wiederholte er. „Das ist eine sehr eigenthümliche Weise, einen Gast zu bewillkommnen. Ich will dich indessen, schöne Cousine, gleich durch die Mittheilung beruhigen, daß ich mich erst in einigen Wochen als Gast hier einquartieren werde. Ich bin nämlich für den Augenblick Hülfsarbeiter des Districtsrichters D., und erst wenn die Gerichtsferien angehen, werde ich nach Birgersborg kommen und mein Zelt hier aufschlagen. Gleichwol habe ich mir, wie du siehst, erlaubt, dir einen Besuch zu machen, um dich in deiner stolzen Burg willkommen zu heißen."

Stephan führte Gurli's Hand auf ritterliche, scherzhafte Weise an seine Lippen.

„Empfange meinen Dank", sagte Gurli. „Ich bin so wenig daran gewöhnt, meine Anerkennung in Worte zu kleiden, daß du mir verzeihen mußt, wenn der Ausdruck derselben sich auf ein einfaches «Ich danke» beschränkt."

„Wofür dankst du mir? Für das wiederzusammengeflickte Kreuz vielleicht?"

„Sehr richtig. Es war sehr freundlich von dir, mir diese liebe, liebe Ueberraschung zu bereiten."

„Ich fürchte, Gurli, daß du der Sache mehr Werth beilegst, als sie wirklich hat. Ich suchte nicht, dich damit zu überraschen, sondern blos, so gut es sich thun ließ, dir einen neuen Freund, der aus den Stücken des alten zusammengesetzt wäre, zu schaffen; denn ich sah recht wohl ein, daß es, da du dir einen Freund von Stein gewählt, grausam vom Schicksal wäre, wenn es dich denselben nicht behalten ließe."

Die kalten, sarkastischen Worte machten einen peinlichen Eindruck auf Gurli, besonders da dieselben einen Gegenstand betrafen, der ihrem Herzen so heilig war. Sie hatte bei der Mittheilung, daß Stephan dieses Kreuz errichtet und Stücken von dem alten dazu verwendet habe, eine so angenehme Bewegung empfunden, daß sie darin einen Beweis zu sehen glaubte, wie gut er sie verstünde.

Gurli schlug schweigend den Weg nach der Terrasse ein. Stephan folgte ihr und that eine Menge Fragen über ihre Reisen u. s. w.

Gurli's Antworten waren kurz. Plötzlich unterbrach sie das etwas träge Gespräch mit den Worten:

„Du schriebst mir gleich nach meiner Abreise, daß du die dunkelfarbige Unbekannte wiedergesehen. Hast du seitdem wieder etwas von ihr gehört?"

„Nein", entgegnete Stephan und runzelte die Stirn.

„Was meintest du denn mit der Warnung, die du mir in deinem Briefe ertheiltest?"

„Weiter nichts als daß die Unbekannte Worte fallen

ließ, welche verriethen, daß sie glaubte, es sei ihr unrecht geschehen. Gleichwol bin ich der Ueberzeugung, daß sie nicht recht bei Sinnen ist."

„Derselben Meinung bin auch ich", sagte Gurli.

Stephan sah sie an.

„Aus welchem Grunde hegst du diese Vermuthung?" fragte er.

„Auch ich habe sie wiedergesehen. Als wir bei der Ankunft in Gothenburg in unsere Wohnung traten, stand ich eine Weile an einem der Fenster, um der Bewegung auf der Straße zuzusehen. Zwei Frauen gingen langsam vorüber. Die eine sah nach meinem Fenster herauf, und ich erkannte dasselbe Gesicht, welches ich am Sterbebett meines Stiefvaters gesehen. Ohne einen Augenblick zu zögern, werfe ich meinen Shawl um, setze meinen Hut auf und eile hinunter. Wirklich gelingt es mir, die beiden einzuholen. Ich berührte die Farbige und sagte auf englisch: «Sie haben mich gesucht. Mein Name ist Falkenstern. Was wünschen Sie von mir?» Sie heftete ihre schwarzen Augen auf mich und murmelte: «Falkenstern ist todt.» Dann ergriff sie den Arm ihrer Begleiterin und wollte sich entfernen. Da ich ihnen dessenungeachtet folgte, so sagte die letztere in ganz freundlichem Tone zu mir: «Verlassen Sie uns, Ihre Nähe würde für meine kranke Begleiterin blos üble Folgen haben»,. und mit diesen Worten eilten beide weiter. Ich ging in einiger Entfernung hinter ihnen her. Sie gingen in ein Haus, wo Reisende logirten. Die Mulattin ging voran; ich näherte mich ihrer Begleiterin noch einmal, und bat sie um eine Unterredung. «Ich will zu Ihnen kommen, wenn Sie mir Ihre Adresse geben», war die Antwort. Ich theilte ihr meine Adresse in wenigen, kurzen Worten mit, worauf ich in meine Wohnung zurückkehrte. Eine Stunde später erhielt ich einen Brief ungefähr folgenden Inhalts: «Ich kann die Person, deren Wärterin ich bin, nicht verlassen, und bitte Sie, dieselbe nicht zu

besuchen. Sie ist sehr krank.» Ich begab mich sofort nach dem Hause, in welches sie hineingegangen waren, und zog Erkundigung ein; erhielt aber die Antwort, daß die beiden Frauen diese ihre Wohnung verlassen hätten. Wohin sie sich begeben, wußte man nicht. Ich suchte nun überall zwei Tage lang, aber vergebens. Am dritten Tage erfuhr ich, daß eine Mulattin, von einer Weißen begleitet, an Bord eines nach England bestimmten Dampfschiffes gegangen sei. Ich schrieb nach London, und bat meinen dortigen Bankier, alles Mögliche zu thun, um die beiden von mir beschriebenen Passagierinnen auszukundschaften, und theilte ihm zu diesem Zwecke ein vollständiges Signalement derselben mit."

Gurli schwieg.

Stephan hatte ihr mit gedankenvoller Miene zugehört.

„Es war nicht recht von dir, daß du die beiden Frauen verließest, ehe es dir gelungen war, einige Aufklärungen zu erhalten", sagte er.

„Dies habe ich mir auch schon selbst gesagt, und ich fühle mich ganz niedergeschlagen bei dem Gedanken, ihnen so nahe gewesen zu sein, und sie gleichwol aus den Augen verloren zu haben. Bei meiner Ankunft hier sprach ich mit Walter. Ich suchte ihn auf alle mögliche Weise zu bewegen, mir zu sagen, ob mein Stiefvater in irgendwelchen Beziehungen zu einer Mulattenfamilie gestanden habe. Er versicherte mir, daß dies nicht der Fall gewesen, sondern er halte die Frau, welche bei Bengt Falkenstern's Tod erschienen, für eine freigelassene oder losgekaufte Sklavin von einer der Plantagen, welche mein Stiefvater von seinem Vater geerbt. Walter meinte zugleich, die Unbekannte sei höchst wahrscheinlich nicht recht bei Verstande, und versicherte mir, mein Stiefvater könne unmöglich beschuldigt werden, sein großes Vermögen auf unrechte Weise erlangt zu haben, da er es ja von seinem Vater geerbt. «Ist eine Ungerechtigkeit geschehen», setzte

Walter hinzu, «so ist sie von Bengt Falkenstern's Vater begangen worden; in diesem Falle aber würde man von den Folgen derselben wol eher etwas gehört haben als nach Bengt's Tod. Wären gesetzliche Ansprüche an diesen Reichthum vorhanden, so können Sie überzeugt sein, daß man die Früchte derselben nicht Falkenstern würde vierzig Jahre lang haben genießen lassen.»"

„Und da hat Walter recht", bemerkte Stephan. „Ich bin ganz seiner Meinung. Die Frau, welche hier so plötzlich erschien, ist ganz gewiß nicht recht bei Sinnen, und es lohnt daher nicht der Mühe, weitere Worte über sie zu verlieren."

„Wol möglich; aber gleichwol lebt in meinem Innern etwas, was mir unaufhörlich zuruft: Sei auf deiner Hut, du hast nicht das Recht, dieses Gold zu verschwenden."

„Beste Gurli, schenke niemals der Stimme der Phantasie Gehör, denn diese kann aus einem Sandkorn einen Berg machen. Wenn du einmal nicht im Stande bist, Licht in die Sache zu bringen, so höre auch auf, darüber nachzugrübeln."

Mit diesen Worten erhob sich Stephan und setzte scherzend hinzu:

„Um alle unangenehmen Gedanken zu verscheuchen, schlage ich eine Promenade vor. Wollen wir nicht einen Gang in den Park machen? Der Abend ist herrlich."

Er bot Gurli den Arm.

„Wann kommt Allon?" fragte er, als sie durch den Garten gingen. Er hatte seine Augen nicht unmittelbar auf Gurli geheftet; trotzdem aber sah er, daß ihre Wangen purpurroth wurden, während sie antwortete:

„Den Pfingstabend."

„Nicht eher? Es sind ja noch ganze vierzehn Tage bis dahin. Wo trenntet ihr euch? Aus seinem Briefe habe ich erfahren, daß ihr einander in Paris begegnet seid."

„Wir reisten zusammen von Paris ab, trennten uns aber in Berlin."

„Fürchtest du nicht, daß es diese zwei Wochen, wo du ohne Gesellschaft hier verweilen mußt, sehr langweilig in Birgersborg sein wird? Auf dem Lande ist es unerträglich eintönig, wenn man nicht Leute um sich sammeln kann."

„Dieser Meinung bin ich nicht. Diese zwei Wochen sollen mir sehr angenehm sein. Ich fühle ein dringendes Bedürfniß, mit mir selbst allein zu sein."

„Das heißt, du wünschest, daß ich meinen Besuch hier während deiner Einsamkeit nicht wiederholen möge. Gleichwol fürchte ich, daß ich auf deine Wünsche in dieser Beziehung keine große Rücksicht nehmen, sondern hierherkommen werde, so oft meine Zeit es erlaubt. Ich meinerseits fühle das Bedürfniß, mich dann und wann durch eine Unterredung mit Miß Stewart zu erquicken. A propos, Blom hat geschrieben, daß er hier nicht eher zu erwarten sei als gegen Ende Juni. Es ist dir wol bekannt, daß meine Mutter mit meinem Vater die letzte Reise über das Atlantische Meer angetreten hat. Sie wollte mit ihm den letzten Kampf gegen die Gefahren theilen, ehe sie sich im Vaterland zur Ruhe setzen."

„Die Tante hat mir darüber geschrieben", antwortete Gurli.

Stephan sah, daß Gurli wieder eine höhere Farbe gewann; diesmal aber war die Ursache schwerer zu erklären. Er fragte daher auch:

„Warum erröthest du?"

„Weil ich an den Inhalt von Tante Mathildens Brief dachte, und da ich dir denselben nicht mitzutheilen beabsichtige, so wollen wir nicht weiter davon sprechen."

„Wie dir beliebt. Weißt du schon, daß Grönlund wahrscheinlich zum Comminister bei hiesiger Gemeinde ernannt werden wird?"

„Stephan, du scherzest wol!" rief Gurli und ward jetzt ebenso bleich, als sie vorher roth und blühend gewesen.

„Durchaus nicht. Seine Wahl ist mit großer Eile betrieben worden, als ob man fürchtete, daß sie nicht Zeit genug vor sich gehen würde, ehe du mündig erklärt wirst. Nun ist sie geschehen, und man wartet nur noch auf die Bestätigung."

„Die Nähe dieses Menschen jagt mir Furcht ein."

„Wie, du fürchtest dich?" rief Stephan lächelnd. „Ich dächte, früher wäre dieses Gefühl dir fremd gewesen."

„Ich will nicht sagen, daß ich mich geradezu fürchte; wohl aber weiß ich im voraus, daß dieser Mensch als Geistlicher hier viel Unheil anrichten wird, und daß es mir lieb gewesen wäre, wenn ich nicht Zeuge davon zu sein brauchte."

Gurli und Stephan begannen nun ein ernstes Gespräch über das Verderbliche, welches darin liegt, wenn ein Mann wie Grönlund ein priesterliches Amt bekleidet.

Plötzlich jedoch unterbrach Stephan die ernste Discussion mit einem beißenden Scherz über Bigoterie und Heuchelei.

Gurli äußerte einiges über die Religiosität in England, welche sie von der Art fand, daß sie wünschte, es möge jedes Volk und jedes Land in dieser Beziehung dem englischen gleichen.

Zur Antwort hierauf erlaubte sich Stephan einen unbarmherzigen Angriff auf das englische Sektenwesen, und einige Sarkasmen über die Wahrscheinlichkeit, daß Gurli von pietistischen Ideen angesteckt worden.

Es entspann sich sofort ein hitziger Wortstreit, und als sie wieder nach Hause kamen, war Gurli noch ganz erhitzt davon.

---

hat mir immer missfallen, weil sie der Liebenswürdigkeit entbehrt."

„Daß du mich durch Schmeicheleien verwöhnst, kann man dir nicht nachsagen."

„Warum sollte ich dies auch thun? Ich suche ja nicht, dir zu gefallen. Wirst du deshalb bös auf mich, eh bien, dann füge ich mich in mein Schicksal, ohne dadurch zu leiden. Doch nun zu etwas anderm. Wie kommt es, daß du dich heute so reizend gemacht hast?"

„Welch eine sonderbare Frage! Ich erwarte ja Gäste", entgegnete Gurli, indem sie ihre Lorgnette ergriff und die Allee hinabschaute.

„Also um Tante Beatens willen hast du dieses blaue Kleid angezogen. Um dieser willen hättest du dir nicht so viel Mühe zu geben gebraucht, denn sie sieht dich doch blos in Goldstoff gekleidet."

Ein Wagen ward in der Allee sichtbar.

Gurli ließ Stephans Angriff unbeantwortet und sagte blos:

„Da kommt Allon."

In dem Ausdruck ihrer Stimme lag die Erklärung ihrer veränderten Toilette.

Eisig kalt war Gurli's Begrüßung Beatens, um so wärmer aber der Blick, mit welchem sie Allon die Hand reichte und sagte:

„Willkommen, lieber, lieber Allon. Dank für unser letztes Beisammensein."

„Die Sache ist richtig", dachte Stephan und begleitete Tante Beate ganz ritterlich auf ihr Zimmer.

Der Pfingstabend verging sehr angenehm. Frau von Stral trennte sich schon um sechs Uhr von der Gesellschaft, um den Beginn des Sabbats mit Gebet und Bibellesen zu feiern. Sie theilte Tante Katharine mit, daß sie sich das Soupiren abgewöhnt, und bat ganz demüthig, daß Tante Katharine die Güte haben möge, ihr um neun Uhr eine Tasse Thee hinunterzuschicken.

mertag ward von Gurli mit großer Freigebigkeit gefeiert. Es gab in der ganzen Gemeinde keine noch so ärmliche Hütte, wohin nicht ihre verschwenderische Wohlthätigkeit den Weg gefunden hätte. Sie wollte, daß alle mit Freude und ohne Sorge um die irdischen Bedürfnisse diesen Festtag feierten. Sie selbst war heiter wie ein Kind.

Eine Woche später waren die meisten Gäste abgereist. Es blieben nur noch ein paar Familien mit Söhnen und Töchtern da, weitläufige Verwandte von Gurli's Mutter, welche sie für den ganzen Sommer eingeladen.

Es war am letzten Tage des Junimonats. Gurli war zeitig am Morgen mit Walter ausgeritten, um das Hüttenwerk zu besuchen, welches sie einige Meilen von Birgersborg besaß.

Der Abend war weit vorgeschritten und die Sonne untergegangen, als Walter ganz allein in den Hof geritten kam und vom Pferde sprang.

„Wo haben Sie Gurli gelassen, Herr Walter?“ fragte Stephan, welcher unter einer der Linden saß.

„Wir trennten uns am Kreuzwege im Walde“, antwortete Walter. „Fräulein Gurli wollte durch den Birkenhag reiten, um am Seestrande herauszukommen.“

Eine Weile darauf ging Stephan hinunter nach dem Park und dann den Seestrand entlang nach dem Birkenhag. Als er die Fischerhütte erreicht hatte, blieb er stehen und horchte; alles aber war still und stumm, und kein Laut störte den Frieden des Abends.

Plötzlich hörte man Stimmen in der Ferne. Sie kamen näher. Stephan konnte sie unterscheiden.

Die eine war ihm wohlbekannt. Sie gehörte Allon, die andern aber waren ihm fremd, und, was noch mehr war, sie redeten eine fremde Sprache.

„Ich schätze mich mehr als glücklich, Madame“, sagte Allon französisch, „daß ich Ihnen den unbedeutenden Dienst habe leisten können, Ihre Pferde aufzuhalten, und es freut mich zu hören, daß Sie und ihre junge Beglei-

terin keinen Schaden genommen haben. Was war nur der Grund des Scheuwerdens der Pferde?"

„Der Unfall ward sicherlich dadurch herbeigeführt, daß ein Pferd ohne Reiter, aber mit Sattel, aus dem Wald herausgestürzt kam. Und nun, mein Herr, bitte ich Sie, mir gefälligst zu sagen, ob es noch weit ist bis zu Mademoiselle Falkenstern's Wohnung."

Allon entgegnete, daß die Entfernung nur noch wenige Schritte betrüge u. s. w.

Stephan zog sich, als die Sprechenden sich näherten, hinter die Fischerhütte zurück, damit sie ihn nicht beobachteten. Er konnte sie auf diese Weise nur von hinten sehen..

Es waren zwei elegant gekleidete Damen.

Sobald sie verschwunden waren, eilte Stephan den Weg entlang, den sie gekommen, und bis zu Anfang des Birkenhags.

Der Weg war auf beiden Seiten von tiefen Gräben eingefaßt.

In dem Augenblick, wo Stephan in den Wald hineinbiegen wollte, fielen seine Augen auf etwas, was in dem Graben lag. Er blieb stehen und rief erschrocken:

„Mein Gott, Gurli!"

Er sprang in den Graben hinab und hob sie auf.

Sie athmete, war aber nicht im Stande, sich zu rühren. Ihre Augen waren geschlossen. Das Blut floß aus einer Kopfwunde und färbte die blonden Locken.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nahm Stephan sie auf seine Arme, hob sie aus dem Graben und trug sie nach der Fischerhütte.

Während dieser kurzen Wanderung entschlüpfte Gurli ein qualvoller Seufzer so wie der physische Schmerz ihn in einem halbbewußtlosen Zustand auszupressen pflegt.

Als Stephan mit seiner Bürde die Fischerhütte erreicht hatte, gelang es ihm, Gurli zur vollen Besinnung zu bringen und das Blut zu stillen.

Als Gurli wieder zum Bewußtsein kam, fing sie an, heftig zu weinen.

„Aber was um Gottes willen ist nur geschehen?“ fragte Stephan unruhig.

„Nichts; mein Pferd ward scheu“, stammelte Gurli, und trocknete ihre Thränen. „Hast du meine neu angekommenen Gäste gesehen?“ setzte sie hinzu.

„Ja, Allon hat sie nach dem Hause begleitet. Es ist jetzt aber nicht Zeit, an diese zu denken, sondern daran, daß du die nöthige Pflege erhältst.“

Gurli erhob sich mit einiger Anstrengung und sagte:

„Gib mir deinen Arm und begleite mich nach dem Pavillon. Ich will nicht, daß du jemand zu meinem Beistand herrufest.“

Schweigend kam Stephan ihrem Geheiß nach. Mit großer Mühe legte sie den kurzen Weg von der Fischerhütte bis zum Pavillon zurück.

Als Gurli die Treppe, welche zu dem letztern führte, hinaufstieg, sagte sie mit mattem Lächeln:

„Dies ist das zweite mal in meinem Leben, daß ich so schwach bin, mir durch körperlichen Schmerz die Besinnung rauben zu lassen. Ich will nicht, daß man von diesem Vorfall etwas erfahre, sondern bitte dich, verschweige ihn und schicke mir Lisa her.“

Stephan entfernte sich, ohne zu antworten.

Einige Tage vergingen, während welcher Gurli nicht sichtbar war, obschon so unvermuthet fremde Gäste angekommen waren und warteten, bis sie die Wirthin zu sprechen bekämen.

Sie wären eingeladen, in Birgersborg zu verweilen, sagten sie.

Man entschuldigte Gurli's Ausbleiben mit dem Vorgeben, daß sie auf dem Hüttenwerk Erikstorp sei und erst nächsten Sonntag von dort zurückkommen würde.

Allon und Elisabeth wollten die Honneurs machen, wurden aber dieser Aufgabe überhoben, weil die beiden

fremden Damen erklärten, sie würden auf ihren Zimmern bleiben, bis die Wirthin nach Hause käme.

Stephan und Blom waren am Tage nach Ankunft der neuen Gäste nach R—ås gefahren.

Der arme Allon erduldete während dieser vierundzwanzig Stunden alle möglichen Seelenqualen der von seiner Mutter angefachten Eifersucht.

Beaten war es nämlich gelungen, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Stephan und Blom nicht nach R—ås gereist seien, sondern sich nach Erikstorp begeben hätten.

Am nächstfolgenden Tage abends konnte Allon sich nicht länger beherrschen, sondern ritt nach Erikstorp, um sich von der Wahrheit der Behauptung seiner Mutter zu überzeugen.

Der Trost, den er damit gewann, war nur eine Steigerung seiner Unruhe; denn man sagte ihm, daß Gurli auf dem Hüttenwerk nicht wieder gesehen worden, seitdem sie mit Walter einen kurzen Besuch auf demselben gemacht.

Wie Allon nach Hause kam, wußte er selbst nicht. Wenn es nicht mitten in der Nacht gewesen wäre, so hätte er sicherlich seine beunruhigenden Entdeckungen seiner Mutter anvertraut.

Allon fühlte sich zu dergleichen kindlichen, vertraulichen Mittheilungen nie mehr versucht, als wenn sein Gemüth von schlimmen Leidenschaften beherrscht ward. Er wußte, daß er es dann stets mit einer Person zu thun hatte, welche die Kunst verstand, diese Leidenschaften zu erwecken und zur Erreichung ihrer eigenen Zwecke zu lenken.

Schlafen konnte er nicht, sondern wanderte die ganze Nacht in seinem Zimmer auf und ab. Zeitig am Morgen wollte er hinauf zu Walter gehen, um von diesem zu erfahren, wohin Gurli gereist sei, als sie ihm plötzlich selbst auf der Treppe begegnete.

Sie war ungewöhnlich bleich.

„Wann bist du von Erikstorp zurückgekommen?“ fragte Allon heftig und ohne zu grüßen.

„Vor zwei Tagen. Ich bin seitdem unwohl gewesen und habe das Zimmer gehütet. Dies genüge dir, und nun keine weitern Fragen oder Scenen. Ich bin jetzt nicht dazu aufgelegt. Verstehst du mich?“

Gurli's Augen hatten einen Ausdruck, welcher, wie Allon recht wohl wußte, nichts Gutes bedeutete; dessenungeachtet aber konnte er sich nicht enthalten zu fragen:

„Weißt du vielleicht, wo Blom und Stephan hingereist sind?“

„Ich habe dir ja gesagt, daß ich unpäßlich gewesen bin, hast du das nicht gehört? Wie kann ich denn hierüber Auskunft geben? Ich beschäftige mich ja, selbst wenn ich gesund bin, nicht mit dergleichen Dingen.“

„Gurli, du bist bös; du kommst mir sehr verändert vor.“

„Wol möglich. Dein Benehmen und deine Neugier misfallen mir. Fragen und Spioniren ist mir verhaßt. Nimm dich in Acht, Allon, daß du nicht Grönlund ähnlich wirst!“

Gurli ging an ihm vorbei. Er wollte ihr folgen, ward aber kurz abgewiesen.

So hatte Gurli sich gegen ihn im vorigen Jahr nicht gezeigt. Im Laufe des Vormittags besuchte Gurli ihre Gäste. Zum Diner fanden sie sich im Speisesaal ein.

Blom und Stephan waren noch nicht wieder zurück.

Gurli stellte ihren Verwandten Madame und Mademoiselle Teverino vor, indem sie hinzufügte, daß sie die Bekanntschaft dieser Damen in Paris gemacht, und sich nun glücklich schätze, sie in ihrer Heimat empfangen und ihnen die genußreichen Augenblicke, welche sie ihnen zu verdanken habe, einigermaßen vergelten zu können.

Madame Teverino war von so dunkler Gesichtsfarbe, daß man sich versucht fühlte, sie für eine Mulattin zu

halten, obschon die Form und die Züge ihres Gesichts europäisch waren.

Ihre Tochter Amy war höchstens achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und hatte eine hellere Gesichtsfarbe als die der Mutter und ein Paar schwarze, lebhafte Augen. Ihre Bewegungen waren anmuthig und weich, ihre Stimme melodisch und ihr Lächeln bezaubernd.

Madame Teverino und Walter warfen einander verstohlene Blicke zu, welche nichts weniger als freundlich waren. Sie schienen eins den Anblick des andern nicht vertragen zu können.

Gurli war gegen diese ihre Gäste artiger und aufmerksamer, als sie sich gegen die übrigen gezeigt.

Eine Woche verging, ohne daß Stephan und Blom wiederkamen, und während dieser Zeit wurden die fremden Damen allmählich ein wenig heimisch.

Achtzehntes Kapitel.

Eines Abends als alle zur Ruhe gegangen waren, kamen endlich Blom und Stephan nach Hause. Sie hielten sich eine Weile auf der Terrasse auf, um die schöne Sommernacht zu genießen, und trennten sich sodann, indem Stephan behauptete, sie müßten nun den Schatten der Nacht Platz machen und diese in dem alten Garten herumwandeln lassen.

Kaum hatten sie sich entfernt, so trat eine Gestalt hinter einer der Hecken hervor.

Es war Madame Teverino.

Sie warf einen spähenden Blick um sich, und blieb einige Minuten lang stehen und horchte, wie um sich zu überzeugen, daß niemand in der Nähe sei. Dann wendete sie sich nach der Bank und sagte auf englisch:

„Komm hervor, Amy; sie sind fort."

Nun ward auch Amy sichtbar. Ihr Gesicht erschien, in diesem Halbdunkel gesehen, infolge der Wolke von Misvergnügen, welche darauf ruhte, noch dunkler als das der Mutter.

„Kann ich vielleicht erfahren, warum wir des Nachts herumschleichen, horchen und spioniren, anstatt zu schlafen?" fragte das junge Mädchen und warf sich auf eine Bank.

Sie redete das Englische, als ob es ihre Muttersprache wäre.

„Wenn du auch so etwas nach deinem Geschmack findest“, fuhr sie fort, „so kann ich doch nicht begreifen, warum ich es thun soll. Mir gefällt es weit besser, in Ruhe zu schlafen, als die Nachtwandlerin zu spielen.“

„Amy“, entgegnete die Mutter, „hast du vergessen, weshalb wir hier sind?“

„Um eine Chimäre zu verwirklichen, mit welcher du dich herumträgst“, antwortete Amy spöttisch.

„Eine Chimäre? Hüte dich so etwas zu sagen! Du weißt, daß es sich nicht um eine solche, sondern um etwas Wirkliches handelt. Um zu dem zu gelangen, wonach ich strebe, muß ich alle möglichen Mittel anwenden. Jene alten Papiere, welche meinem Gatten gehört, und die ich suche, sollen hier sein. Ich muß sie finden, sollte ich auch das ganze Haus durchsuchen und alle Bewohner aushorchen und belauschen. Ich habe ja diese erbärmliche Sprache blos zu diesem Zweck gelernt, und eine innere Stimme sagt mir, daß mein Vorhaben gelingen werde.“

Die Tochter stieß ein kurzes, gellendes Gelächter aus.

„Es ist mir unbegreiflich, warum du nicht einsehen willst, Mama, daß diese Papiere ganz gewiß vernichtet worden sind und du sie niemals finden wirst. Doch, das ist deine Sache. Ich werde mich nicht darein mischen. Thue für deine fixe Idee, was du Lust hast; aber nur mich laß in Ruhe.“

„Du willst also nicht —“

„Des Schlafs und der Ruhe beraubt werden, — nein, das will ich nicht. Wenn ich schlafe, so vergesse ich. Das Vergessen ist mein Glück.“

„Das Opfer dieses Glücks kann dir aber ein noch weit größeres schenken.“

„Nun gut, wenn du mir dieses größere gewonnen hast, so reiße mich aus den Armen des Schlafs; bis

dahin aber beraube mich dieses Genusses nicht, um einem Schatten nachzujagen."

Amy's Ton war ein hoffnungsloser.

„O, meine Tochter", rief die Mutter und warf sich vor ihr auf die Knie nieder, „du mußt glücklich, geehrt und reich werden, sollte ich auch genöthigt sein, dir den Himmel mit Gewalt zu erobern. O mein Kind, mein Kind!"

Sie bedeckte die Hände des jungen Mädchens mit Thränen und Küssen, bis diese halb ungeduldig in die Worte ausbrach:

„Steh' auf, Mutter! Diese Auftritte von Thränen und Klagen sind mir zuwider. Ich haben deren genug mit angesehen, um ihrer überdrüßig zu sein."

Die Mutter erhob sich sofort, und Amy setzte hinzu:

„Hast du in diesen Tagen irgendeine Entdeckung gemacht, Mama?"

„Nein. Ich werde mich aber dem Mulatten nähern, obschon ich ihn fürchte. Still, Amy! Hörtest du nicht etwas?"

Amy neigte den Kopf auf die Seite und horchte. Dann erhob sie sich und sagte:

„Es war eine Katze oder eine Ratte, ein menschlicher Tritt war es nicht."

„Gut. Dein Ohr, Amy, ist sicherer als das meinige und deshalb —"

„Brauchst du es, um auf das mindeste Geräusch zu horchen, wenn du spionirst, was gesprochen wird; eine Handlungsweise, die ich ganz abscheulich finde, besonders da du sie gegen eine Person anwendest, welcher wir Dank schuldig sind."

„Amy, sprich nicht von Dankbarkeit, wenn du sie nennst!" rief die Mutter.

Amy ging nach den in den Saal hineinführenden Glasthüren, und öffnete dieselben leise, ohne daß der Ausruf der Mutter irgendwelchen Eindruck auf sie machte.

Beide traten dann in den Saal, und gingen durch denselben hindurch nach ihren in der zweiten Etage befindlichen Zimmern.

Aus der Hecke, welche der, hinter welcher sich die beiden Damen verborgen gehalten, entgegengesetzt war, sprang, sobald sie sich entfernt hatten, Walter.

Seine Augen funkelten, und er murmelte:

„Also habe ich mich doch nicht geirrt! Mein alter Spürsinn verleugnet sich noch nicht, und witterte sofort einen Feind. Welche Gäste hat dieses unüberlegte Kind unter ihr Dach geführt? Sie lauern auf die Gelegenheit, um ihr schaden zu können. Aber auf welche Weise? Dies muß ich auszuforschen suchen. Ihr Vorhaben soll ihnen nicht gelingen, denn noch lebt Walter und wacht! Du hattest recht, du schlaues Weib, daß du den Mulatten fürchtest. Eine Annäherung zwischen uns wird zu einem Kampf auf Leben und Tod führen; aber ohne daß du den Sieg davonträgst.“

Neunzehntes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen stand Gurli vor dem Gemälde über dem Kamin des Saales, als Stephan eintrat.

„Wie!“ rief er, „ich glaube, du hast nun deinerseits begonnen, diesen räthselhaften Finger zu betrachten. Ich kann nicht begreifen, warum du dieses Zimmer hier mit dem widerwärtigen Bilde so ganz in seiner alten Gestalt gelassen hast. Hätte der Zufall mich zum Herrn von Birgersborg gemacht, so wäre meine erste Sorge gewesen, dieses Gemälde zu verbrennen, den Kamin niederreißen und diesen düstern Saal in einen hellen, heitern Tempel für die Freuden der Tafel zu verwandeln. Jetzt vergeht einem beinahe der Appetit, wenn man hier hereintritt, so schwer ist die Luft und so peinlich der Eindruck. Wie kann man unangenehme Erinnerungen beizubehalten suchen!“

„Es gibt andere Erinnerungen, in Bezug auf welche es mir noch unbegreiflicher ist, wie man daran festhalten kann“, antwortete Gurli.

„Wirklich? Die unangenehmsten verdienen dies wol am wenigsten.“

„Allerdings; aber die unversöhnlichen sollten es noch weniger verdienen.“

„Mag sein; aber wir kommen von unserm Thema ab. Warum hast du diesen Saal unverändert gelassen?“

„Um jedes mal, wo ich denselben betrete, mich zu erinnern, daß der Uebermuth und die Bosheit, die ich als unverständiges Kind ausübte, dich für das ganze Leben zu meinem Feind machte.“

„Wer hat denn behauptet, daß ich dein Feind bin?“

„Du selbst, als ich dir die Hand der Freundschaft bot.“

„Ich weiß gar nicht mehr“, daß du dies gethan hast“, bemerkte Stephan nachlässig. „Möglich, daß auch ich alle bittern Erinnerungen aus meiner Kindheit vergessen würde, wenn dieses Zimmer mich nicht beständig daran erinnerte.“

„Dann würden wir vielleicht Freunde werden!“ rief Gurli ganz heiter.

„Zwischen Feind und Freund ist ein so großer Abstand, daß man nicht so leicht von dem einen zu dem andern übergehen kann. Uebrigens ist ja der einzige Freund des reichen Fräuleins Falkenstern ein Marmorkreuz.“

Er drehte sich auf dem Absatz herum und setzte hinzu:

„Ich habe den ganzen Morgen von der jungen Italienerin phantasirt, von welcher Allon sprach. Wir wollen nun einmal sehen, ob ich mein Herz im Ernst verlieren kann. Verliebt habe ich mich wol schon ein Dutzend mal, aber es hat immer nur vierundzwanzig Stunden gedauert.“

Er ging hinaus auf die Terrasse. Nach einer Weile kam Gurli ebenfalls zu ihm heraus.

„Also dein Herz ist noch frei“, sagte sie scherzend. „Es ist gut, daß du mir dies sagtest. Es hat mich auf eine Idee gebracht.“

„Und auf was für eine, wenn ich fragen darf?"

Stephan hatte sich gesetzt, stützte den Arm auf einen der kleinen Tische und betrachtete Gurli.

„Auf die Idee, dir einen Heirathsantrag zu machen", antwortete sie ungezwungen.

Eine dunkle Flamme zuckte über Stephan's Stirn, und er senkte sie auf die Hand nieder.

Ohne ihm Zeit zu lassen, zu antworten, fuhr Gurli fort:

„Du liebst Luxus, Wohlleben und allen möglichen Comfort. Du besitzest Witz und ausgezeichnete Kenntnisse, mit wenigen Worten, du hast alles, nur keinen Reichthum. Ich bin reich, ohne mein Glück zu schätzen, und deshalb schlage ich dir, der du Werth auf Vermögen setzest, vor, daß wir einen Tausch eingehen. Du bekommst meinen Reichthum, ich deinen Namen, und auf diese Weise kommen wir den Wünschen des Verstorbenen entgegen. Du hast dich nicht um die reiche Frau beworben und nicht ihr Herz zu gewinnen gesucht, weil dein Stolz dir es nicht erlaubt. Sie dagegen hat dir ihre Hand angeboten und wird sich ihrerseits glücklich schätzen, wenn sie nicht mehr das reiche Fräulein Falkenstern ist. Na, Stephan, welche Antwort gibst du mir?"

Stephan's Hand beschattete sein Gesicht, und Gurli konnte daher nicht darin lesen, welchen Eindruck ihre Worte machten. Ohne seine Stellung zu verändern, antwortete er:

„Dein Vorschlag, Gurli, kommt mir höchst sonderbar vor, und um deiner selbst willen vermuthe ich, daß es nur ein Scherz ist."

„Nein, ich scherze nicht. Ich habe nie ernster gesprochen."

„In diesem Fall mußt du von meiner Ehre einen geringen Begriff haben, und du hast wol keinen Augenblick bezweifelt, was für eine Antwort ich geben werde."

„Wenn ich dieses im voraus gewußt hätte, so würde ich keine Frage an dich gestellt haben."

Stephan nahm die Hand weg, welche sein Gesicht verbarg, und wendete dieses Gurli zu. Seine Miene war nicht so ruhig wie gewöhnlich. Seine Wangen hatten eine lebhaftere Farbe.

„Wie willst du, daß ich das Mädchen betrachte, welche einen ihrer Cousins liebt und von ihm wiedergeliebt wird, aber dennoch ihre Hand dem andern bietet?" fragte Stephan.

„Wie es dir beliebt. Du kannst ja annehmen, daß sie den, welchem sie ihre Hand und ihren Reichthum bietet, dazu durch den Willen dessen berechtigt glaubt, welchem sie ihren Reichthum zu danken hat, und daß sie es gewissermaßen als eine Pflicht betrachtet gegen den —"

„Den sie liebt", fiel Stephan ein, und ein bitteres, spöttisches Lächeln kräuselte seine Lippen. „Sie konnte sich also die Möglichkeit denken, ihre Hand dem zu geben, dem sie nicht ihr Herz gegeben?"

„Ja, das hätte sie gekonnt, um eine Pflicht zu erfüllen", entgegnete Gurli.

„Eine schöne Redensart, um eine häßliche That zu bemänteln! Doch diese Sache geht nur dich an. Ich bin nicht dein Richter; aber sage mir, welche Achtung würdest du vor einem Manne haben, welcher sich mit einer reichen Frau vermählte, obschon er wüßte, daß sie einen andern liebt?"

„Ich bin nicht sein Richter", antwortete Gurli, Stephan's Worte wiederholend. „Ich habe den Vorschlag gemacht, weil ich es für meine Schuldigkeit hielt, und kann daher kein Urtheil fällen."

„Nun, dann will ich es thun", sagte Stephan sich emporrichtend. „Wenn ich das Anerbieten, welches du mir soeben machtest, annähme, so wäre ich ein Mann ohne Ehre, der alle Selbstachtung verwirkt hätte, und sich unwürdig machte, einst als rechtschaffener Richter das

Gesetz zu handhaben. Wer aus niedriger Sucht nach Gewinn seine Freiheit verkauft, wird, wenn es gilt, auch sein Gewissen verkaufen."

„Dies soll mit andern Worten heißen, daß du dem reichen Fräulein Falkenstern den Korb gibst. Sage nun, daß sie sich für ihr Gold alles kaufen kann, was ihr einfällt, und ich werde beweisen, daß dem nicht so ist", sagte Gurli lachend. „Ich werde dann sagen, daß Fräulein Falkenstern sich nicht den Mann hat kaufen können, den sie haben wollte."

„Gurli!" rief Stephan in ernstem Ton. „Du scheinst gänzlich zu vergessen, daß Allon existirt. Sicher ist er der, welchen du dir am liebsten zum Manne wünschest. Wenn dem nicht so ist, so ist deine Handlungsweise —"

„Verabscheuungswerth, unchristlich, verächtlich", fiel Gurli ein. „Was willst du? Etwas muß man haben, um sich die Zeit zu verkürzen", setzte sie hinzu; „damit du aber nicht den Stab über mich brichst, so will ich dir etwas anvertrauen, was mir zur Entschuldigung dienen kann. Siehst du, Stephan", fuhr sie in ernsterm Ton fort, „wenn ich ein armes Mädchen wäre, welches nur den Reichthum seines Herzens zu verschenken hätte, so gäbe es blos einen, den ich wählen möchte, und dieser einzige wäre Allon. Seine und meine Liebe wäre dann nicht ein Beförderungsmittel der Habgier seiner Mutter, sondern ein Bürge für unser Glück. Als reiches Mädchen dagegen sehe ich in dir die Marmorsäule, welcher ich mit dem Geschenk meiner Hand auch zugleich all mein Gold schenke, vollkommen überzeugt, daß ich dadurch nicht jemandes Eigennutz und Gewinnsucht befriedige. Dann wäre mir der Schmerz erspart worden, denken zu müssen, daß Liebe und Eigennutz sich zu einem einzigen Gefühl verschmelzen kann. Wenn man liebt, verabscheut man alle Nebeninteressen."

„Du liebst also?"

„Ja", antwortete Gurli, „und es bleibt mir weiter

nichts übrig, als mich arm zu machen, um glücklich werden zu können. Es ist also entschieden, daß du mich nicht haben willst?"

„Wenn auch mein Trachten nach Reichthum zehnmal größer wäre als es ist, so würde mein Stolz mir dennoch nicht erlauben, jenes Trachten um diesen Preis zufrieden zu stellen. Ich mag einer Frau nichts weiter zu danken haben als ihre Liebe."

„Schau einmal rechts", flüsterte Gurli.

Unten an der Terrasse neben einem üppig blühenden Rosenstrauch stand — Amy.

Stephan's Augen waren unwillkürlich Gurli's Aufforderung gefolgt.

Er zuckte zusammen, als er die junge Fremde erblickte, und ward erst purpurroth, dann bleich.

Er that ihr einen Schritt entgegen, blieb aber wieder stehen und verließ gleich darauf die Terrasse, als ob er entfliehen wollte.

Amy schien nicht bemerkt zu haben, daß jemand in der Nähe war, sondern entfernte sich, nachdem sie ein paar der schönsten Rosen gepflückt.

Gurli sah Stephan nach und murmelte:

„Was bedeutete wol seine Gemüthsbewegung? Sollte er —"

„Willst du einen Spazierritt mit mir machen, Gurli?" fragte Allon, der in diesem Augenblick aus dem Saal trat.

„Meinetwegen. Es ist mir ohnehin, als hätten wir einander etwas zu sagen."

Sie sprang auf, legte ihre Hand auf Allon's Schulter und setzte hinzu:

„Wie bleich du bist, Freund!"

Allon's Arm umschlang Gurli's Leib, und er stammelte:

„Wann entbindest du mich meines Versprechens, Gurli?"

„Heute", flüsterte sie und lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

Bei der Mittagstafel hatte Allon's Gesicht einen Ausdruck, welcher die Wonne verrieth, die seine Brust erfüllte.

Beate las in den Zügen ihres Sohnes, daß er das Glück errungen, welches sie so gering schätzte, nämlich die Gewißheit von Gurli's Liebe; damit aber auch ein zweites, welches sie in dieser Welt am höchsten schätzte, nämlich den Besitz eines Reichthums, nach welchem Beate so viele Jahre gestrebt.

Dennoch hütete sie sich, sich etwas merken zu lassen, besonders da ein tiefer Ernst auf Gurli's Zügen ruhte.

Blom sah auf den ersten Blick, den er auf Allon warf, wer Herr von Birgersborg werden würde. Mit bekümmerter Miene dachte er:

„Ich fürchte, daß Gurli ein Los gezogen, welches das Glück nicht zum Gewinn hat.“

Stephan war bei Tische nicht sichtbar. Walter gewann bei dem Anblick von Allon's heiterer Miene eine dunklere Färbung als gewöhnlich, und Tante Katharine sagte ihr: „Das muß ich sagen!“ mit so barscher Stimme, daß man sogleich bemerkte, wie wenig Allon's Freude ihr gefiel.

Zwanzigstes Kapitel.

Am Abend schrieb Beate einen langen Brief an Grönlund, wovon wir indessen nicht mehr als Folgendes mittheilen:

„. . . . Aus meinem letzten Briefe hast Du ersehen, in welcher Angst in Bezug auf den Ausgang ich bisjetzt gelebt. Ich habe inbrünstig um einen glücklichen Erfolg gebetet, und sicherlich hat der Herr in seiner Gnade Erbarmen mit mir gehabt, sodaß er mich nun endlich hoffen läßt, die Zukunft meines Sohnes sei für immer gesichert. Ja, geliebter Bruder, ich glaube Dir mit Gewißheit sagen zu können, daß Allon Besitzer des großen Vermögens werden wird, welches in so unwürdige Hände, wie die Gurli's, fiel. Mein Sohn hat ihre Hand zugesagt erhalten. Du wirst mich zweifelnd fragen, welchen Beweis ich davon habe, da die eigentliche Verlobung erst in einiger Zeit stattfinden soll. Mein theuerer Bruder, lies und urtheile selbst.

„Du weißt, wie das Herz meines Sohnes von mir und dem einzigen, rechten, seligmachenden Wege abwendig gemacht worden ist. Du kennst auch meinen Kummer darüber; aber Du weißt auch, daß ich niemals

aufgehört zu hoffen, er werde eines Tags reuig zu mir und zu Gott zurückkehren.

„Da Dir diese beklagenswerthen Verhältnisse bekannt sind, so wirst Du auch einsehen, lieber Bruder, daß ich von Allon kein Vertrauen zu erwarten habe. Als ich daher heute Mittag in seinem Antlitz das ganze Glück zu lesen glaubte, welches eine sündige Liebe, wenn sie erwidert wird, schenken kann, so ahnte ich, daß eine entscheidende Erklärung stattgefunden habe. Ebenso gab ich Acht, als Gurli und Allon gegen Abend nach dem Pavillon hinunterwandelten und schlich ihnen nach, um durch Erlauschen der Worte, welche sie wechselten, eine Bestätigung meiner Vermuthung zu erlangen.

„Ich will Dein reines, von allen weltlichen Gedanken freies Gemüth nicht durch Wiederholung der diese Gurli vergötternden Worte, welche mein Sohn aussprach, verletzen. Ich habe selbst genug gelitten, um Dir den Schmerz zu ersparen, den ich beim Anhören dieser Worte empfand.

„Der Hauptinhalt dieses Gesprächs war, daß Gurli meinem Sohn ihre Hand zugesagt hat. Gleichwol hat sie einige Bedingungen an diese Zusage geknüpft, wie zum Beispiel, daß die Verlobung erst nächstes Jahr und die Hochzeit erst in zwei Jahren gefeiert werden soll.

„Bis zur wirklichen Verlobung soll nach Gurli's Wunsche niemand etwas von ihrem, Allon gegebenen Versprechen erfahren.

„Mein armer Sohn war mit allem zufrieden, dafern er nur in seinem Taumel von seinen Gefühlen sprechen durfte, und ich bin überzeugt, daß er sich dazu verstanden hätte, das ganze Vermögen den Armen zu schenken, dafern er nur Gurli's Liebe behalten gedurft.

„Daß sie ihn liebt, dürfte wol durch ihr ihn gegebenes Jawort bewiesen sein. Auch die Worte, welche sie, während ich lauschte, mit ihm sprach, waren von der Art, daß sie eine Zärtlichkeit zu verrathen schienen, die

ebenso groß ist wie die seinige, wenn auch weniger heftig — und dennoch zweifle ich. Es liegt in ihrem Wesen etwas, was von dem eines jungen Mädchens, welches liebt, ganz verschieden ist. Ich habe beobachtet, studirt und gespäht, aber keinen Ausbruch von jenen lebhaften Gefühlen gefunden, welche Allon beherrschen. Zuweilen erscheint sie mir gereizt oder schüchtern, und außer Stande, die Liebe meines Sohns zu fassen oder zu erwidern. Doch mag es in dieser Beziehung stehen wie es wolle, so hat er doch nun das Versprechen ihrer Hand. Entdeckt er einmal, daß das Herz nicht mit dabei ist, dann wird er Gottes und unser Rächer für all das Böse, welches dieses Mädchen uns zugefügt hat.

„Ich erwarte nun Deinen Brief und Deinen Rath, geliebter Bruder, und bitte Dich, mich in Dein Gebet einzuschließen. Indem ich den Schutz des Herrn auf Dich herabflehe, verbleibe ich Deine Schwester und Verwandte

Beate von Stral."

Während Frau Beate diese gottselige Epistel schrieb, war Gurli, nachdem man sich getrennt, ganz allein nach dem Kirchhof gegangen.

Sie setzte sich auf das Grab der Mutter und stützte, wie von ihrer Wanderung ermüdet, den Kopf auf die Hände.

So blieb sie lange und unbeweglich, eine Bildsäule ihres eigenen Ich.

Still und liebkosend strich der Wind über die Grabhügel.

Ein Windhauch, stärker und kälter als die vorhergehenden, berührte Gurli's Wange und bewog sie, bei diesem Kuß der Nachtgeister rasch den Kopf emporzurichten. Sie schlang ihren Arm um das Kreuz, drückte ihre Lippen darauf und flüsterte:

„O du verklärter Geist meiner Mutter, senke Ruhe und Frieden in meine bewegte Brust; erleuchte mich, ob

ich recht gehandelt habe, ob du mit deiner Tochter zufrieden bist."

Ein tiefer Seufzer ließ sich ganz nahe bei Gurli vernehmen. Er schien aus dem Grabe zu kommen. Gurli zuckte zusammen und sah sich um, aber ohne jemand oder etwas entdecken zu können.

Felix, der alte treue Begleiter, der zu ihren Füßen geruht, erhob sich und ließ ein kurzes, dumpfes Knurren hören.

Gurli legte die Hand auf seinen Kopf, bückte sich zu ihm nieder und sagte:

„Ruhig, Felix!"

Hierauf drückte sie ihre Lippen nochmals auf das Kreuz und flüsterte:

„Mutter, Mutter, bete in deinem Himmel für dein einsames, verlassenes Kind!"

Wieder seufzte es, und diesmal noch näher.

Laut bellend sprang Felix auf.

„Hierher, Felix!" rief Gurli und richtete sich empor. Sie klopfte den Hund auf den Kopf und setzte hinzu:

„Die Ruhe der Todten darfst du nicht stören. Komm, laß uns gehen."

Felix wedelte, als ob er diese Worte verstanden hätte, mit dem Schwanze, und verließ, dicht an Gurli's Seite gehend, mit seiner Herrin zugleich den Kirchhof. Von Zeit zu Zeit warf er einen mistrauischen Blick hinter sich und ließ ein unruhiges Knurren hören.

Die Entfernung von Birgersborg bis zur Kirche betrug eine halbe Meile; wenn man aber einen Querweg durch den Wald einschlug, so betrug sie nur halb so viel.

Auf diesem schmalen Fußsteig zwischen hohen Bäumen und großen Gebüschen wanderte Gurli. Sie war so daran gewöhnt, diesen Weg zu gehen, daß es ihr niemals einfiel, sich zu fürchten. Auch jetzt hatte sie ohne jeden Gedanken an Furcht den Wald betreten.

Was könnte ihr wol Schlimmes begegnen, wenn sie

auf dem Weg nach oder von dem Grabe ihrer Mutter sich befände? pflegte Gurli zu antworten, wenn Walter sie ermahnte, diesen einsamen Weg nicht allein und im Finstern zu gehen.

Als Gurli jetzt die Landstraße verlassen und den Waldweg betreten hatte, ward Felix unruhiger. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und ließ ein zorniges Gebell hören.

Als der Hund sich diese bestimmte Aeußerung von Zorn und Furcht einigemal erlaubt hatte, blieb Gurli ebenfalls einen Augenblick lang stehen und horchte. Es kam ihr vor, als ob sie Tritte hinter sich hörte, doch verstummten dieselben sofort.

Vergebens suchte sie etwas zu unterscheiden; die Finsterniß war so, daß man durchaus nichts sehen konnte. Sie legte ihre Hand auf den zottigen Kopf des Hundes, um ihn nicht nach der Richtung fortstürzen zu lassen, von welcher her sie Tritte zu hören glaubte. Sie beschleunigte hierauf ihren Gang und ging so rasch, als der ungebahnte Weg gestattete.

Sobald Gurli weiterzugehen anfing, ließen sich auch die Tritte hinter ihr wieder hören. Felix gefiel dies durchaus nicht, und Gurli mußte ihn immer fester halten.

Sie war in der Regel sehr beherzt und nicht leicht zu schrecken. Auch jetzt, während dieser ganzen unheimlichen Wanderung, behielt sie ihre Kaltblütigkeit, und suchte sich zu überzeugen, ob es vielleicht ein Fuchs oder irgendein anderes Thier des Waldes sei, welches ihre Spur verfolgte.

War es dagegen ein Mensch, was konnte wol ein solcher ihr zu Leide thun wollen? Nichts. Sie kam ja vom Kirchhof, und der schützende Geist ihrer Mutter begleitete sie.

Dennoch ward ihr der Weg sehr lang, was früher niemals der Fall gewesen.

Wie beherzt ein Mensch auch sein mag, so äußert

die Gefahr, welche man ahnt, die aber sich in der Finsterniß birgt, doch eine so peinliche Wirkung, daß er der, welcher er ins Auge schauen kann, stets den Vorzug vor der gibt, welche unsichtbar hinter ihm herschleicht.

Endlich hatte Gurli das Ende des Waldes erreicht. Jetzt hörte sie den Tritt vor sich, und in demselben Augenblick huschte etwas quer über den Weg vorbei.

Felix that einen gewaltigen Satz, um sich auf dieses etwas, was einer Menschengestalt glich, zu stürzen, kehrte aber sogleich wieder zu Gurli zurück, als ob er sie nicht allein lassen wollte.

Sein wildes, heftiges Gebell schallte weit umher.

Gurli stand nun auf der breiten Straße. Der eben erst aufgehende Mond warf sein bleiches Licht über die grüne Ebene, welche vor ihr ausgebreitet lag.

Felix verlor in diesem Augenblick alle Selbstbeherrschung, und stürzte wie toll auf einen großen Haselbusch zu, welcher auf der andern Seite des Wegs stand.

Zugleich erhob sich ein Mann, welcher hier versteckt gelegen. Er hob einen Knotenstock gegen den Hund, welcher fest entschlossen war, einen ernsthaften Angriff auf ihn zu machen.

Die Strahlen des Mondes fielen auf den Mann. Er war in Lumpen gehüllt, sein Gesicht gelbbleich, sein Haar verworren, und seine ganze Erscheinung verrieth den Gipfelpunkt menschlichen Elends. Es schien, als müßte dieser Sohn der Armuth zu jeder That fähig sein.

Sich mitten in der Nacht allein mit einer solchen Gestalt am Saume eines dunkeln Waldes zu sehen, ist wohl etwas, was Furcht einflößen kann.

Gurli schien gleichwol keine zu empfinden, sondern rief Felix in so nachdrücklichem Ton, daß er sofort zu ihr zurückkehrte.

„Seid Ihr auf der Reise begriffen und bedürft Ihr Unterstützung, so geht dort hinüber auf den Herrenhof“, sagte sie zu dem Mann, welcher einen furchtbaren Fluch

zwischen den Zähnen hindurch murmelte und mit einiger Mühe über den Graben stieg.

Er stand nun auf der Landstraße ein Stück von Gurli, was Felix offenbar nicht gefiel, denn er stellte sich vor sie und wies dem Strolch die Zähne.

Gurli bemerkte, daß der Mann hinkte, und berechnete, daß er infolge dieses Umstands nicht sehr gefährlich sein könne, da ihr, wenn es galt, ja stets der Ausweg offen blieb, die Flucht zu ergreifen.

„Ich will nicht auf den Herrenhof gehen“, sagte der Mann in dumpfem Ton. „Ich will das Gold, welches Sie bei sich haben.“

Er streckte seine schmuzige Hand aus und setzte hinzu: „Her damit, oder ich nehme es mir!“

Gurli besann sich jetzt, daß sie eine goldene Uhr mit Kette an sich trug; ehe sie aber noch eine Antwort über die Lippen bringen konnte, hatte Felix den Ausschlag gegeben und sich auf den Bettler gestürzt.

Es erfolgte ein kurzer Kampf zwischen dem Hund und dem Mann. Dann hörte man ein Schmerzgeheul, und Felix wälzte sich in seinem Blute.

Bei diesem Anblick vergaß Gurli die Gefahr, welche ihr drohte, und warf sich an der Seite des treuen Thieres nieder, welches sie mit schmerzlichem Blick anschaute, bis derselbe erlosch.

Felix war todt.

„Her mit dem Gold, oder ich spieße Sie neben diesen verwünschten Hund“, keuchte eine Stimme in Gurli's Ohr, und eine plumpe Hand faßte sie an der Schulter.

„Was soll das heißen?“ rief eine kalte, helle Stimme. „Hast du vor zwei Monaten deine Freiheit wieder erhalten, um Frauen anzufallen, oder thust du dies, um sie aufs neue zu verlieren? Willst du durchaus lebenslang hinter Schloß und Riegel sitzen?“

„Ich will Brot haben, Herr“, antwortete der Mann mit dem wilden Trotz dessen, welcher weiß, daß er nichts

zu verlieren hat. „Als ich meine Freiheit wieder erhielt, gab man mir kein Mittel an die Hand, Brot für Weib und Kinder zu verdienen. Ich muß mir es daher auf andere Weise schaffen.“

Mit diesen Worten trat er dem, welcher ihn zur Rede gestellt und der kein anderer war als Stephan, einen Schritt näher.

„Und willst du in Blut getauchtes Brot essen?“ rief Stephan, trat ganz nahe an den Verworfenen heran und sprach in einem Ton, der so streng war, daß er fast an Härte streifte. „Wollte ich nach Recht und Gesetz verfahren, so stündest du morgen wieder vor Gericht; daß es dir diesmal so hingeht, hast du deinen Kindern zu danken. Hier ist etwas zu Brot für sie.“

Stephan warf ihm einige Geldstücke zu und fragte:

„Wie kommt es, daß du dich nicht in deine Heimat begeben hast?“

„Ich komme da her“, antwortete der Mann, indem er die Geldstücke aufhob. „Man wollte zu Hause von dem wegen Diebstahls Bestraften nichts wissen.“

„So entferne dich jetzt, morgen sollst du weiter von mir hören. In der Schenke werde ich dich schon finden.“

Der Mann betrachtete Stephan einen Augenblick, murmelte dann zwischen den Zähnen etwas, wovon man nicht verstehen konnte, ob es eine Danksagung oder ein Fluch war, und verschwand dann im Walde.

Als er fort war, wendete Stephan sich zu Gurli und sagte in unzufriedenem Ton:

„In der That, Gurli, es wäre sehr zu wünschen, daß du in deinem Charakter mehr vom Weibe und weniger vom Manne hättest; dann würdest du weder dich noch deine Freunde in Gefahr bringen, wie du mit diesem da“ — er zeigte auf Felix — „gethan. Deine Grille hat ihm das Leben gekostet.“

Gurli gab keine Antwort. Sie nahm den Kopf des Hundes in ihre Arme und küßte ihn.

„Auch dich habe ich also verloren! Wie arm bin ich nun!“ flüsterte sie.

„Noch ärmer war der Mann, welcher, von dem gräßlichsten Elend getrieben, dein Gold begehrte“, bemerkte Stephan. „Komm nun, damit ich dich nach Hause begleiten kann. Deine Liebkosungen und deine Klagen können Felix doch nicht das Leben wiedergeben, welches er in deinem Dienst und als dein Begleiter auf den nächtlichen Wanderungen, die du zu machen liebst, verloren hat. Mir scheint es, als wäre es besser, wenn du wieder nach Hause zurückkehrtest, anstatt hier bei dem leblosen Körper des Hundes zu bleiben.“

Gurli erhob sich. Stephan's kalte, harte Worte thaten ihrem betrübten Herzen weh, und ohne etwas zur Antwort darauf zu entgegnen, folgte sie ihm schweigend nach Birgersborg.

Als sie über den Hof gingen, gab es zwei Augen, welche sie miteinander zu dieser Stunde nach Hause kommen sahen, und diese Augen waren die Beatens.

Am nächstfolgenden Morgen ward dem Briefe an Grönlund eine Nachschrift beigefügt, welche lautete:

„Wie verderbt die Welt ist, kannst Du selbst beurtheilen, wenn ich Dir sage, daß Gurli vergangene Nacht gegen ein Uhr von einem nächtlichen Spaziergang mit Stephan nach Hause zurückkam.

„Ich war eben mit vorstehendem Briefe fertig und wollte mich zur Ruhe legen, als ich Gurli und Stephan kommen sah. Und dies, mein Bruder, geschieht an demselben Tage, wo sie Allon ihre Liebe und ihre Hand versprochen!

„Ich habe mich sonach nicht getäuscht, als ich in diesem Stephan einen Feind des Glücks meines Allon sah. Wie können wir die Vermählung Gurli's mit Allon beschleunigen, damit dieses Vermögen nicht etwa zum zweiten mal für meinen Sohn verloren geht, dieses Vermögen, welches ihm und keinem andern gebührt?

„Welchen Gebrauch habe ich nach Deiner A reich war dieser Entdeckung zu machen? Soll ich darübe gen, bis Gurli meines Sohnes Weib geworden i, wenn soll ich jetzt sogleich sagen, was ich gesehen? Rathe Das wie ich es machen soll, um recht zu handeln. r

Die Obige."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen fand Allon, als er erwachte, auf seinem Nachttisch ein Billet folgenden Inhalts:

„Ich bedarf einige Tage der Einsamkeit und reise daher nach Erikstorp. Ich wünsche dort in ungestörter Ruhe zu bleiben, und bitte Dich daher, in meiner Abwesenheit meine Stelle bei meinen Gästen zu vertreten. Mache mit ihnen eine Ausfahrt nach Ed. Dies wird sie gewiß interessiren. Suche mich nicht auf; dies würde mir nur misfallen, denn ich will allein sein und niemand sehen. Leb' wohl.

Gurli.“

Allon betrachtete das Billet, als ob er den Inhalt desselben nicht verstanden hätte. War dies ein Brief so wie er ihn von ihr erwarten konnte, welche er liebte, und die ihm erst den Tag vorher ihre Hand und ihr Herz versprochen? Sollte er so mit sich sprechen lassen, nachdem sie mit erröthenden Wangen die Schilderung seiner Zärtlichkeit angehört?

Armer Allon! Es war wirklich ein bitterer Augenblick. Er fühlte den ganzen Unterschied zwischen ihrer und seiner eigenen Liebe, und empfand etwas an Demü-

thigung Streifendes, als er bedachte, daß sie reich war und er arm.

Würde Gurli ihn wol so behandelt haben, wenn das Verhältniß umgekehrt gewesen wäre? Nein. Das Bewußtsein, daß sie alle materielle Vortheile auf ihrer Seite hatte, machte sie glauben, sie könne sich für ihr Gold alles kaufen, auch einen Mann, und deshalb erlaubte sie sich diese Rücksichtslosigkeit ihres Benehmens.

„Liebte sie so wie ich liebe“, dachte Allon, „dann vergäße sie auch den Unterschied unserer Vermögensverhältnisse. Aber Gurli kennt mich nicht, wenn sie glaubt, daß ich mir begegnen lasse, als ob sie meine Liebe gekauft hätte. Ich kann ihr ihr Versprechen zurückgeben; aber nie werde ich ertragen, daß sie mich als einen Sklaven ihrer Launen betrachtet.“

In seinem Innersten verletzt, fühlte Allon sich so erbittert, daß er, weit entfernt, sich nach Gurli's Willen zu richten, sich vornahm, demselben zu trotzen. Er befahl demgemäß, einen Wagen anzuspannen, und fuhr, ohne zu frühstücken, direct nach Erikstorp.

Allon beabsichtigte, seine Gedanken auszusprechen und Gurli zu zeigen, daß er seine Liebe für zu heilig hielt, als daß er sich auf die Weise behandeln ließe, wie von Gurli geschehen.

Als er in Erikstorp ankam, sah er Elisabeth unter der Hausthür stehen.

Mit einem Sprunge war er aus dem Wagen und an ihrer Seite.

„Wo ist Gurli, Miß Stewart?“ fragte er. „Ich wünsche sie sofort zu sprechen.“

„Aber, bester Herr Allon“, entgegnete die Engländerin, „sie hat Ihnen ja gemeldet, daß sie hier allein zu sein wünscht. Als Freundin von Ihnen beiden bitte ich Sie, fahren Sie zurück nach Birgersborg, ehe sie erfährt, daß Sie hier sind. Sie ist heute auf sehr reizbarer Laune, duldet keinen Widerspruch und würde Ihre

Ankunft hier ganz gewiß sehr übel nehmen. Es würde dies zu einem unangenehmen Auftritt führen."

„Das ist wol möglich", antwortete Allon; „aber ich lasse es darauf ankommen. Ich bin heute ebenfalls nicht aufgelegt, mit mir spielen zu lassen. Gurli wird sich wahrscheinlich diesmal genöthigt sehen, etwas anderm zu weichen als ihrem eigenen Willen."

„Heute wäre es aber grausam, sie noch mehr zu betrüben oder aufzuregen. Sie ist traurig."

„Immer besser!" rief Allon in bitterm Ton und die Lippen zusammenpressend. „Welches Unglück hat sie denn getroffen?"

„Felix ist todt."

„Und um ihn zu beweinen, entflieht sie mir?"

„Sie wissen, wie sehr sie an diesem treuen Thiere hing", fiel Elisabeth freundlich ein. „Lassen Sie sie daher in Ruhe. Morgen kommt sie schon von selbst nach Birgersborg zurück."

„Miß Stewart, ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen", antwortete Allon. „Ich muß Gurli jetzt, gerade jetzt sprechen, und gestehe aufrichtig, daß ich ihre Sympathie mit dem Tode eines Hundes nicht theilen kann. Wollen Sie daher die Güte haben, mir zu sagen, wo ich meine Cousine treffen kann?"

Elisabeth trat auf die Seite, um durch diese Bewegung zu erkennen zu geben, daß es Allon freistünde, Gurli aufzusuchen.

Er verstand sie und ging in das Haus hinein, lenkte seine Schritte durch ein paar Zimmer rechts und gelangte vor die Thür eines Cabinets, in welchem sich, wie er wußte, Gurli aufzuhalten pflegte, wenn sie in Erikstorp war.

Er legte die Hand auf das Schloß, die Thür öffnete sich.

Am Fenster gerade gegenüber saß Gurli. Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und ihre ganze Haltung

verrieth Niedergeschlagenheit. Sie hörte nicht, daß Allon eintrat.

Er blieb stehen, um sie zu betrachten, dann that er ein paar entschlossene Schritte vorwärts.

Bei diesem Geräusch drehte Gurli den Kopf herum. Eine Flamme des Zorns, der Ueberraschung, oder Gott weiß was, flog über ihre Wangen.

„Allon!" rief sie.

„Ja, Allon, den du mit Füßen trittst, den du von dir stößest, wenn er dir beschwerlich ist!" rief Allon mit Heftigkeit. „Gurli, Gurli, was soll ich von dir denken? Gestern um diese Zeit sagtest du, ich sei deinem Herzen theuer, du gabst mir das ernsteste Versprechen, du nahmst meine Liebe an und machtest dich verbindlich, sie zu vergelten, und heute behandelst du mich wie einen Gegenstand, nach dem du nicht fragst, dem du entfliehst, weil er dir lästig ist. Du glaubst, du könnest mein Herz mit Füßen treten, weil ich arm an Gold bin; aber, Gurli, du irrst dich. Dieses Herz ist zu stolz, als daß es so etwas ertrüge. Wenn du auch in Lumpen gehüllt wärest, und ich der reichste Mann in der Welt, so könnte ich doch nie etwas anderes thun, als dich verehren und anbeten. Meine Liebe würde dich reich und mächtig machen. Da dein Herz so arm ist, so mag ich dein Gold nicht haben. Da du mir nicht deine Liebe schenken kannst, so gebe ich dir alle deine Versprechungen zurück. Als der geringste, ärmste Mensch wäre ich glücklich gewesen, wenn deine Zärtlichkeit ebenso groß gewesen wäre als die meinige. So aber —"

„Mußt du nicht mit Zorn, nicht mit Heftigkeit, sondern mit Ruhe schließen", unterbrach ihn Gurli.

„Und warum sollte ich das?" rief Allon, indem er sie bei den Händen ergriff. „Glaubst du mit deinen Schätzen das Recht erkauft zu haben, mir zu befehlen? Betrachtest du mein Herz vielleicht als einen Handelsartikel, mit welchem du thun kannst, was dir beliebt?"

„Ich betrachte dich als sehr aufgeregt, mein armer Allon", sagte Gurli in kühlem Ton; „sonst würdest du dir nicht diesen Zornesausbruch erlauben, zu welchem du keinerlei Ursache hast."

„Zu welchem ich keinerlei Ursache habe?" fiel Allon in bitterm Ton ein. „Hast du vergessen, wie dein Brief geschrieben war?"

„Durchaus nicht. Was ich darin geschrieben, fühlte ich auch. Höre mich, Allon, und versuche einige Tropfen Besonnenheit in deine Seele zu träufeln. Es ist leicht möglich, daß ich nie wieder in der Gemüthsstimmung bin, dergleichen Beschuldigungen zu ertragen oder mit vollkommener Ruhe zu beantworten. Meine Gemüthsart ist im allgemeinen nicht geduldig. Vergiß daher einen Augenblick mein Billet und den Aerger, den es in dir erweckt, setze dich hierher an meine Seite, und ich werde mich erklären."

„Es ist nicht Aerger, was ich fühle, Gurli, sondern Schmerz und Verzweiflung!" rief Allon.

„Wir wollen uns nicht um Worte streiten, sondern uns an die Sache halten", hob Gurli, diesmal nicht ohne einen Anflug von Ungeduld, wieder an. „Du betrachtest meine Reise hierher als etwas für dich Verletzendes, als ein Spiel mit deinem Gefühl und als einen Beweis von Mangel an Zuneigung, denn dies ist wol die Quintessenz aller der Worte, die du fallen gelassen. Meine Antwort ist folgende: Ich fuhr hierher, um in Einsamkeit Felix, den einzigen Freund meiner Kindheit, zu beweinen — ihn, der mich liebte, als andere mich haßten, ihn, welcher Hülfe herbeiholte, als ich, ein einsames, verzweifeltes Kind, vor Kälte und Ermüdung an der Thür des Hauses meines Stiefvaters niedergesunken war. Genug, ich wollte dir nicht durch meine Trauer lästig fallen, ich wollte nicht in deiner Nähe an die Zeit zurückdenken, wo wir, du und ich, nur unfreundliche und bittere Gedanken gegeneinander hegten. Ich, die ich von

dir so gering geachtet werde, daß du glaubst, ich hätte dein Herz gekauft, um es nach meiner Laune behandeln zu können, ich wollte nicht mit diesen unangenehmen Erinnerungen aus unsern Kinderjahren den ersten Tag entweihen, welcher graute, seitdem wir unser Gelübde ausgetauscht. Deshalb floh ich hierher. Ich wollte alles dies zu vergessen suchen, ehe ich dich wiedersähe. Ich fühlte, daß der Anblick deiner Mutter gerade heute mein Gemüth erbittert haben würde. Dies sind meine Beweggründe. Verrathen dieselben einen Mangel an Achtung vor deinen Gefühlen, dann habe ich allerdings unrecht und du hast recht."

Gurli's Züge hatten einen sanften, bekümmerten Ausdruck gewonnen. Beinahe weich setzte sie hinzu:

„Du klagst schon über Mangel an Zärtlichkeit von meiner Seite. Allon, deine Klage ist vielleicht gerecht. Mein Herz ist vielleicht nicht fähig, von derselben Wärme beherrscht zu werden wie das deinige; darüber kann ich nicht mit dir streiten. Vergiß aber niemals, daß, wie ich dir gestern sagte, ich selbst nicht weiß, ob meine Anhänglichkeit an dich den Namen Liebe oder Freundschaft verdient. Mir ist blos eins klar, und dies ist, daß du mir lieb bist, und daß meine Freude in der Hoffnung beruht, dein Glück bereiten zu können. Und nun, Allon, entscheide selbst, ob dir dies genügt."

Gurli warf den Kopf zurück und fuhr fort:

„Du hast über meinen Reichthum geklagt, du betrachtest denselben als ein Unglück. Dies ist eine Klage, welche du niemals Grund haben sollst, zu wiederholen. Ich beabsichtige, dir die Qual zu ersparen, durch mich in den Besitz der Millionen zu kommen, welche der Grund waren, aus welchem deine Mutter mir Glück und Frieden raubte. An dem Tage, wo unsere Geschicke vereinigt werden, gedenke ich Verfügung zu treffen, daß mein Gatte, der Sohn Beatens von Stral, an dem Falkenstern'schen Vermögen keinen Antheil erhält."

Gurli's Blick war auf Allon geheftet. Seine Miene verrieth mehr Ueberraschung als Bestürzung.

„Soviel über Geschäfte", fuhr sie fort. „Nun zu deiner und meiner jetzigen Stellung. Dein heutiges Benehmen sollte mich abschrecken, auf der betretenen Bahn weiter zu wandeln. Ich bin nicht deine Braut, noch viel weniger deine Gattin, und dennoch nimmst du dir die Freiheit, ohne alle Ursache den Beleidigten zu spielen. Du glaubst schon das Recht zu besitzen, Eingriffe in meine Handlungen zu thun, dich zum Richter über dieselben zu erheben, und nicht zu erlauben, daß ich meine Freiheit benutze. Da du aber schon vor der Hochzeit und Vermählung so handeln kannst, was wirst du erst nachher thun?"

„Gurli!" rief Allon, „ich werde dann nicht anders handeln als jetzt. Da du mir dein Wort gegeben, so bist du meine Braut und gehörst mir allein. Deshalb muß ich wol das Recht haben, wenn du mich fliehest, zu fragen, weshalb? Dies kannst du nicht leugnen, und könntest du einen Blick in mein Herz werfen, so —"

„Sprich nicht mehr von deiner Liebe. Worte verhallen und lassen in meiner Seele nichts zurück, nicht einmal das Echo. Nur die That hat für mich Geltung, und diese spricht nicht zu deinem Vortheil, sondern verräth Zweifel. Liebe ohne Vertrauen ist eine Chimäre; Liebe ohne Nachsicht und Verträglichkeit ist ein Körper ohne Herz. Liebst du wahr und aufrichtig, so mußt du mir vertrauen; liebst du ohne Selbstsucht, so mußt du nachsehen und verzeihen können, wenn ich nicht stets deinen Hoffnungen entspreche. Mein Herz, Allon, ist nicht von Wachs, sondern von hartem Stoff; mein Sinn ist frei und duldet keinen Zwang, mein Charakter ist unbeugsam. Ich hätte vielleicht etwas Besseres werden können als ich bin, aber auch etwas weit Schlimmeres. Hüte dich, den schlimmern Menschen in mir zu reizen! Und nun kehre nach Birgersborg zurück."

„In vielem, was du sagst, liegt etwas Wahres, und ich werde deine Worte in meiner Erinnerung zu bewahren suchen", entgegnete Allon in ruhigem, ernstem Ton. „Du bittest mich, nach Birgersborg zurückzukehren, Gurli. Du sagtest soeben: durch Thaten, nicht durch Worte beweist man seine Liebe. Ich bitte dich, bringe diesen Satz in Anwendung, indem du so handelst, daß deine Zuneigung zu mir hervortritt. Was ich verlange, ist so wenig. Begleite mich nach Birgersborg zurück, oder erlaube mir hier zu bleiben."

Gurli sah ihn mit einem Blick an, welcher deutlich sagte:

„Hast du mich nicht verstanden?"

Nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht, sagte sie:

„In einer Stunde reisen wir ab. Ertheile die deshalb nöthigen Befehle."

Mit hastiger Bewegung, welche verrieth, daß sie allein zu sein wünschte, wendete Gurli sich von ihm ab.

Eine Stunde später rollte der Wagen mit Allon, Elisabeth und Gurli nach Birgersborg.

Keins sprach unterwegs.

Gurli sah aus, als ob sie von der reizbarsten Gemüthsstimmung beherrscht würde, obschon ihre Lippen schwiegen.

Allon's Gesicht wechselte fortwährend die Farbe. Seine Augen waren unverwandt auf Gurli geheftet.

Elisabeth dachte:

„Allon wird Gurli niemals verstehen lernen."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Gurli stieg am Park aus und wollte nicht am Hause vorfahren. Elisabeth und Allon thaten dasselbe.

„Willst du nicht meinen Arm nehmen, Gurli?“ fragte Allon.

„Warum nicht? Du sollst ja doch meine Stütze im Leben werden“, antwortete sie lächelnd.

„Ich soll!“ wiederholte Allon und neigte sich zu ihr herab; „dies klingt wie ein Zwang.“

„Allerdings. Wann wären wir Sterbliche wol einem größern Zwang unterworfen als dem, welchen unser Herz uns auflegt?“

„Findest du diese Sklaverei drückend?“

„Allon, wir haben nun hinreichend über dieses Thema gesprochen. Daß ich die Sklavin meiner Zuneigung zu dir bin, beweist meine Nähe hier in diesem Augenblick, während ich ganz wo anders sein möchte.“

Allon küßte Gurli die Hand, und erging sich in einigen jener Phrasen, deren alle Verliebte sich bedienen.

Diese an und für sich stets schalen Versicherungen über ein Glück, welches sich höchst selten verwirklicht, und über eine Treue, welche ebenso selten Stand hält,

missfielen Gurli, und sie schnitt daher Allon kurz das Wort ab.

Unter einer abermaligen Anwandelung von übler Laune traten sie in den Garten. Allon war verstimmt über Gurli's Art und Weise, ihm den Mund zu verschließen, und Gurli war verdrießlich darüber, daß Allon nicht begreifen konnte, wie unangenehm es ihr war, ihn fortwährend von seinen Gefühlen sprechen zu hören.

Als sie sich der Terrasse näherten, hörten sie heitere, muntere Stimmen hier miteinander sprechen. Gurli unterschied die Stephan's, welcher in fließendem Italienisch eine lebhafte Conversation führte.

Sie hörte ihn sagen:

„Ich bitte, hören Sie auf mit allen diesen tausend Anklagen. Sie sehen ja, daß ich ganz wirr im Kopfe bin und nicht mehr den Muth habe, mich zu vertheidigen."

„Dies beweist, daß Sie sich von der Wahrheit getroffen fühlen. Sie sind, Signor, der Flüchtigste von allen Flüchtigen, der Gefährlichste von allen Gefährlichen, und der Treuloseste von allen Treulosen."

„Man hört es, Signora, daß Sie eine Südländerin sind und gern in Superlativen sprechen, sonst hätten Sie mit leichter Mühe den ganz einfachen Schluß ziehen können, daß ich das Zusammentreffen mit Ihnen hier bei meiner Cousine unmöglich berechnen konnte."

Gurli ward ein wenig bleich, während sie, sich auf Allon's Arm stützend, die Terrasse hinaufstieg, ohne darauf zu achten, daß Allon's Blicke unverwandt an ihrem Antlitz hingen.

Allon sah die Bewegung, welche Gurli bei dem Laute von Stephan's Stimme empfand, und mit den Ereignissen der Nacht völlig unbekannt, konnte er diese Bewegung nicht anders deuten, als daß dieselbe eine Ursache hätte, welche ihn zur Eifersucht berechtigen müsse.

Gleichwol erhielt er keine Gelegenheit, seine Nach-

giebigkeit gegen jeden Eindruck auch nur ein einziges mal zu beweisen; denn Gurli ging schnell über die Terrasse hinweg, grüßte Amy Teverino und Stephan im Vorbeigehen, und eilte dann hinauf in ihre Zimmer, welche sie den ganzen Tag nicht wieder verließ.

Am Abend erhielt Allon einen Brief von Gurli, welcher lautete:

„Allon! Es kommt mir vor, als wäre mein ganzes Innere eine verworrene, unleserliche Schrift und aus so vielen verschiedenen Sprachen zusammengesetzt, daß es mir niemals gelingen wird, auszudeuten, was sie enthält. Ich fühle dunkel, daß, wenn ich einmal das Wahre und Rechte im Leben finden soll, ich eine Stütze haben muß, und wer sollte wol diese sein, wenn nicht der Mann, den ich zu meinem Gatten gewählt habe?

„Du liebst mich sehr. Ich glaube es. Die Liebe ist die Lösung des Räthsels des Lebens, sagt man. Wer von ganzer Seele liebt, hat daher das große Geheimniß des Lebens gefunden.

„Du, Allon, wirst durch Deine Liebe auch mich es finden lehren.

„Indessen, ich bin nicht wie andere; ich kann nicht denken und fühlen wie diese, und deshalb wäre es vergeblich, mich durch Worte das Schöne und Wahre verstehen lehren zu suchen. Worte verklingen und das Gefühl erbleicht, wenn man es schildern will.

„Erst zweimal ist die Sonne untergegangen, seitdem Du zum ersten mal mit mir die Sprache der Liebe redetest, und gleichwol bin ich dieser Sprache schon überdrüßig. Sie findet keinen Widerhall in meiner Brust. Ich werde Eis, während Deine Worte Glut sind; ich friere, während Du brennst, und ich möchte Dir entfliehen, wenn Du Antwort auf Deine Rede verlangst. «Ein Beweis von Mangel an Zärtlichkeit!» wirst Du ausrufen. — Nein, Allon, ich glaube das nicht; denn wenn

Deine Lippen schweigen und mein Auge dem Deinigen, welches spricht, begegnet, dann bin ich glücklich, dann fühle ich, wie lieb Du mir bist, wie viel ich für Dich und Dein Glück opfern könnte. Einmal verglich ich mein Gefühl mit einer Pflanze. Laß mich dieses Bild weiter verfolgen. Es gibt Gewächse, welche im Schatten hervorsprossen und blühen, auf dem Boden einer Felsenschlucht, in welche die Strahlen der Sonne sich niemals verirren. Meine Zuneigung zu Dir gleicht einer dieser Pflanzen; sie ist einem magern Boden ohne wärmende Luft entsprossen. Gleichwie die Blume der Felsenschlucht verwelkt, wenn Du sie in den Sonnenschein pflanzest, ebenso würde es Dir mit meiner Zuneigung gehen. Deine glühenden, leidenschaftlichen Worte passen nicht für meine Seele. Es sind allzu brennende Strahlen für mein Herz, welches dieselben nicht ertragen kann.

„Liebe mich daher, Allon, ohne darüber zu sprechen. Später, wenn meine Zuneigung zu einem großen Baum herangewachsen ist, und dem Sturm und Sonnenschein getrotzt hat, werden Deine Worte dafür passen; aber jetzt noch nicht. Ich wünsche, daß Deine Zärtlichkeit gegen mich stumm und unerschütterlich sei wie der Felsen, an dessen Fuß die meine aufgewachsen ist.

„Gestern sagte ich, daß wir erst in einem Jahr die Ringe wechseln wollten.

„Mein Freund, heute sage ich: Fahre morgen nach der Stadt und bestelle sie. Wenn Du wieder heimkehrst, wollen wir als Verlobte vor die Welt treten.

„Bist Du nun zufrieden, Allon? Ich weiß nicht, wie es kommt; aber ich fühle das Bedürfniß zu denken, daß ich nun Deinen Wünschen entgegengekommen bin. Elisabeth und ich werden morgen unsern Kaffee unten im Pavillon trinken. Komm und sage mir Lebewohl, ehe Du Dich aufmachst. Dies wünscht

Gurli."

Als Allon gelesen hatte, sprang er auf und rief laut:

„Ist dies Wirklichkeit oder ein Traum? O Gurli, Gurli, wie soll ich dir das Glück vergelten, welches du mir in diesem Augenblick schenkst! Mein ganzes Leben würde nicht ausreichen, um dir es zu lohnen."

„Das wäre viel", sagte Beate, indem sie in das Zimmer ihres Sohnes trat.

„Was suchst du, Mama?"

„Dich, mein Sohn. Ich wollte dir Gute Nacht wünschen", entgegnete Beate, drückte ihre Lippen auf Allon's Stirn und setzte hinzu: „Du bist nun glücklich. Mein Platz ist folglich nicht an deiner Seite, denn im Sonnenschein des Glücks vergißt man die, welche im Schatten des Kummers leben. Sollte jedoch der Tag kommen, wo das Glück dir untreu wird, wo dein Himmel sich in eine Hölle verwandelt, dann komm zu mir. Meine Arme stehen dir stets offen. Nun Gute Nacht! Möge Gott dich beschützen und dich nicht aus dem Irrthum erwachen lassen, welcher dich jetzt bethört."

Beate faltete die Hände, verdrehte die Augen und verließ dann langsam das Zimmer.

Allon sah ihr einen Augenblick nach.

Ihr Erscheinen war gleichsam ein dunkler Schatten, der sich über das so sonnenhelle Bild seines Glücks legte. Ihre Worte hallten unheilverkündend in seiner Seele wider; aber nur einen kurzen Augenblick lang, denn wie lange bleiben wol dergleichen Eindrücke in der Seele eines Liebenden zurück, dem seine Erkorene das Jawort gegeben?

Allon verbannte daher den peinlichen Eindruck, und vergaß denselben vollständig, als er Gurli's Brief noch einmal durchlas, in welchem, wie er fand, soviel Zartgefühl, Vertrauen und schüchterne, weibliche Zärtlichkeit lag, daß er sich ihn nicht anders wünschen zu können glaubte.



Er übersah, daß der darin wehende Geist nur allzu deutlich verrieth, daß Gurli nicht mit Liebe an ihm hing.

Hätte er sich mit mehr Ruhe und Ernst in Gurli's Gemüthsart und Charakter hineingedacht, so hätte dieser Brief ihn sicherlich beunruhigt. So aber sah er blos darin, was er selbst wünschte, und fühlte sich stolz, als er bedachte, daß Gurli, welche sonst soviel Selbstzuversicht besaß, jetzt sich zu ihm als zu ihrer einzigen Stütze im Leben flüchtete.

Wie angenehm schmeichelte dies seiner Eigenliebe und ließ ihn vergessen, daß sie der Sprache der Liebe von seinen Lippen schon müde war.

Allen schlief diesen Abend glücklich wie ein Sieger, der eine ganze Welt erobert hat.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Als Allon am nächsten Morgen nach Gothenburg abgereist war, ließ Gurli den Baumeister von dem Neubau herbeirufen und theilte ihm mit, daß sie den Kamin niederreißen und den ganzen Saal umtapeziren zu lassen wünschte, und daß dies alles binnen längstens vierzehn Tagen geschehen sein müsse.

Der Baumeister, ein eleganter, junger Mann, machte sehr artig einige Einwendungen; Gurli aber unterbrach ihn kurz mit den Worten:

„Mag es kosten was es wolle, dafern ich nur binnen vierzehn Tagen das Zimmer in einer andern Gestalt, hell und prachtvoll, erblicke. Ich habe von Gothenburg neue Möbel verschrieben, und bin überzeugt, daß das Wort «unmöglich» in Ihrem Wörterbuch nicht zu finden ist, Herr Baumeister."

Der junge Mann verneigte sich und sagte, er werde das Unmögliche möglich machen, da das gnädige Fräulein Falkenstern es wünsche.

Wenn man eine ungewöhnlich schöne und unermeßlich reiche, junge Dame vor sich hat, so kann man ihr nicht widersprechen. Eine Stunde darauf war man schon in voller Thätigkeit mit dem Einreißen des Kamins.



Gurli saß auf der Terrasse und folgte der Arbeit mit einem gewissen Interesse. Das Gemälde, welches über dem Kamin gehangen, stand neben ihr auf der Bank.

Als der erste Stein fiel, kam Walter zu Gurli und rief mit großer Heftigkeit:

„Um Gottes willen, Fräulein Gurli, lassen Sie den Kamin nicht niederreißen. Sie wissen nicht, was Sie thun!“

„O ja, bester Walter, das weiß ich recht wohl. Ich beabsichtige, den Saal in ein schönes Zimmer mit zwei großen, prächtigen Oefen und hellfarbigen Tapeten zu verwandeln“, antwortete Gurli.

„Bekleiden Sie die Wände, womit es Ihnen beliebt, den Kamin aber lassen Sie unangetastet.“

„Warum?“

„Weil der Kapitän bei Lebzeiten großes Gewicht darauf legte, daß der Kamin nicht zerstört würde.“

„Legte er wirklich Gewicht darauf?“ fragte Gurli, indem sie Walter aufmerksam ansah. „Birgt der Kamin denn ein Geheimniß? Vielleicht finde ich darin die Lösung eines Räthsels, welches der Verstorbene mit ins Grab genommen.“

Sie wendete sich hierauf nach dem Saal herum und rief den Arbeitern zu:

„Ich wünsche, daß es mit der Arbeit rasch vorwärts gehe.“

„Sie wollen also der Bitte Ihres alten Freundes kein Gehör schenken, Fräulein Gurli?“ fragte Walter.

„Diesmal nicht, mein lieber, lieber Walter. Du hast zu viel gesagt, als daß ich es thun könnte. Gib einen andern Grund an, als welchen du jetzt anführtest, und es wäre möglich, daß ich ihn in Erwägung zöge.“

„Einen andern habe ich nicht.“

„Und auf diesen kann ich keine Rücksicht nehmen“, antwortete Gurli.

„Fräulein Gurli“, rief Walter, indem er ihre Hand

ergriff, „ich bitte Sie bei dem Andenken an Ihre Mutter, von dem Niederreißen des Kamins abzustehen."

„Nenne nicht den Namen meiner Mutter in Zusammenhang hiermit", rief Gurli. „Solange ich zurückdenken kann, habe ich diesem Kamin und diesem Gemälde eine düstere Bedeutung beigelegt. Ich sage «düster», um mich nicht eines noch schwerern Wortes bedienen zu müssen. Dieser ganze Reichthum kommt mir vor wie etwas, in dessen Besitz Bengt Falkenstern auf unrechtem Wege gekommen ist. Seit dem Erscheinen jenes Weibes hier hat sich diese Ahnung in mir immer mehr befestigt. Ich glaube fortwährend den schleichenden Tritt eines Feindes hinter mir zu hören, der sich dafür rächen will, daß ich jetzt etwas inne habe, was der Verstorbene niemals das Recht hatte, jemand zu vermachen. Vielleicht verschwinden diese Gedanken, wenn ich das Gemälde und den Kamin nicht mehr sehe."

„Ein Wort, Fräulein Gurli Falkenstern!" sagte Walter ernst. „Vergessen Sie nie, daß die Ehre des Gatten Ihrer Mutter auch Ihre eigene ist. Kränken Sie die erstere, so kränken Sie auch Ihre eigene, und schänden das Andenken des Todten."

Der Mulatte und Gurli betrachteten einander. Das Gesicht der letztern gewann einen mildern Ausdruck. Die befehlende Miene verschwand, und Gurli reichte Walter die Hand mit den Worten:

„Ich werde dich niemals vergessen, du treuer Hüter der Ehre deines todten Herrn."

Die Maurer arbeiteten lustig darauf los, als Gurli und Walter in den Saal traten. Beide blieben hier stehen, um mit gleich gespanntem, wenn auch verschiedenartigem Interesse der Arbeit zu folgen.

Als die Mittagsglocke läutete, war der Kamin niedergerissen, ohne daß man darin etwas eingemauert gefunden hätte.

Gurli scherzte mit Walter darüber, daß kein Geheimniß zu Tage gefördert worden, und begab sich hinunter in den Pavillon, wo man während der Reparatur des Saals diniren wollte.

Für den Nachmittag hatte ein jeder seine besondere Beschäftigung, sodaß man sich nach dem Kaffee trennte.

Gurli ließ das Gemälde hinunter in den Pavillon tragen und in das in demselben befindliche kleine Cabinet stellen.

Die Nacht brach ein. Gurli saß oben in dem kleinen Salon an den geöffneten Fenstern und sprach mit Elisabeth, oder hörte vielmehr an, was diese sagte.

Sie sprach mit tiefem Ernst über den Schritt, welchen Gurli durch Beschleunigung ihrer Verlobung gethan, wovon Gurli ihre Vertraute in Kenntniß gesetzt hatte.

Gurli hörte Elisabeth schweigend an. Es lag Wahrheit in allem, was ihre frühere Lehrerin sagte. Jedes Wort sprach zu Gurli's Verstand, und gleichwol fühlte sie, daß dieses besonnene und kluge Raisonnement nicht mächtig genug war, um eine Veränderung in ihrem Entschluß herbeizuführen oder das Dunkel aufzuhellen, welches ihr Inneres umhüllte.

Zum ersten mal vermißte Gurli die Wärme der Seele in Elisabeth's Worten, und es kam ihr vor, als ob dieses Philosophiren über die Geheimnisse des Herzens ihr Inneres berührte wie ein Nachtfrost.

Es lag daher ein wehmüthiger Ausdruck in Gurli's Zügen, während sie hinaus in die Nacht blickte. Rund umher herrschte Todtenstille.

Wir verlassen jetzt die ehemalige Schülerin mit ihrer Lehrerin, um zu sehen, ob alle andern in dem großen Hause schlafen.

Es hatte zwei Uhr nach Mitternacht geschlagen, als die Thür des Saales im Erdgeschoß sich öffnete, und Madame Teverino sich mit lautlosen Tritten hereinschlich.

Sie näherte sich dem leeren Platze, wo der Kamin gestanden, und betrachtete jeden Stein der Wand und jede Fuge.

Da diese Nachforschung zu keinem Resultat führte, so begann sie die Steinplatten des Fußbodens zu betrachten, worauf der Kamin gestanden.

Sie scharrte das Geröll hinweg und ließ den Schein des Lichts auf jeden einzelnen Stein fallen.

Endlich haftete ihr Blick auf zweien, welche neuer aussahen als die übrigen.

Sie ergriff eine Spitzhacke und begann die Steine ganz behutsam aufzubrechen.

Dieselben saßen nicht sehr fest, sondern lockerten sich sehr schnell, sodaß man sie aufheben konnte.

Als dies durch Madame Teverino geschehen war, blickte sie in die Oeffnung hinein, und siehe, in dieser zeigte sich ein dunkler Gegenstand.

Sie brach noch einen Stein heraus, und in einigen Minuten hob sie ein kleines, längliches Kistchen aus der Oeffnung.

„Endlich", murmelte sie, „endlich habe ich gefunden, was ich suchte."

Sie richtete sich empor und betrachtete ihren Fund. Das Kistchen war nicht sehr gut zusammengefügt, denn Madame Teverino öffnete es mit leichter Mühe und nahm ein kleines, kostbares Etui von Schildpatt mit silbernen Zierathen heraus.

Beim Anblick desselben entschlüpfte ihr ein Ausruf der Freude, der, obschon sofort erstickt, gleichwol im Saal widerhallte, sodaß es ihr war, als ob ihn jemand hinter ihr wiederholte.

Erschrocken drehte sie sich herum und ergriff das Licht, welches sie von sich hinweggestellt und welches bei dieser Bewegung auslöschte.

Ein Hohngelächter ließ sich ganz deutlich neben ihr hören.

Eine Hand, welche ihr kalt zu sein schien wie die des Todes, faßte die ihrige, welche das Etui hielt, und zwar mit solcher Kraft, daß der Schmerz sie zwang, ihren Fund fallen zu lassen.

Sie begann heftig nach Hilfe zu rufen, und hörte dann wieder dasselbe Hohngelächter.

Ihr Geschrei bahnte sich durch das Schweigen der Nacht den Weg zu Gurli und Elisabeth. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, eilte Gurli mit einem Licht die Treppe hinunter; Elisabeth zog erst die Klingel und eilte dann Gurli nach.

Sie fanden Madame Teverino, mit Geröll und Staub beschmuzt, im höchsten Grade aufgeregt und so erschrocken, daß sie keine richtige Auskunft über die Ursache, weder ihrer Anwesenheit in dem Saal, noch ihres Erschreckens geben konnte. Sie war Gott weiß wo gewesen, und Gott weiß wie in den Saal gekommen, wo sie Gott weiß von wem über den Haufen gerannt worden.

Elisabeth suchte sie zu beruhigen, Gurli dagegen schien sich um sie und ihren aufgeregten Zustand, oder die Ursache desselben, nicht im mindesten zu bekümmern, sondern hielt das Auge auf die Oeffnung des Fußbodens an der Stelle geheftet, wo der Kamin gestanden hatte. Ihre Blicke waren unwillkürlich darauf gefallen.

„Beste Elisabeth, begleite Madame hinauf in ihr Zimmer“, sagte Gurli.

Elisabeth begleitete Madame Teverino, und Gurli näherte sich nun der Oeffnung im Fußboden. Sie leuchtete in dieselbe hinein, und fühlte dann mit der Hand darin herum, um sich zu überzeugen, ob die Oeffnung leer sei.

Als sie die Hand wieder herauszog, hielt sie ein kleines Packet in derselben.

Der Umschlag war vor Alter vergilbt und so vielfach, daß Gurli einen Augenblick glaubte, er enthielte blos Papier.

Endlich aber wickelte sie ein kleineres Etui von rothem Maroquin heraus. Dasselbe enthielt ein Medaillon, welches einen noch ganz jungen Mann mit blondem Haar und schönen Gesichtszügen vorstellte.

Auf der Rückseite des Medaillons, welches von Gold war, stand der Name Falkenstern gravirt.

Gurli betrachtete mit unverwendeten Augen das blondgelockte Haupt, die großen, blauen Augen, und sagte bei sich selbst:

„Unmöglich hat er in jüngern Jahren so aussehen können!“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage trat Gurli in Walter's Zimmer.

Das Gesicht des Mulatten hatte einen ungewöhnlich heitern Ausdruck, der mit dem, welchen es den ganzen vorhergehenden Tag gehabt, durchaus keine Aehnlichkeit hatte.

„Kannst du mir vielleicht sagen", fragte Gurli, „worüber Madame Teverino vorige Nacht so erschrocken war?"

„Nein, Fräulein Gurli, das kann ich nicht", antwortete der Mulatte lächelnd.

„Du weißt wol gar nicht, daß sie erschreckt worden ist?"

„Man hat es mir erzählt."

„Und du kannst die Ursache nicht errathen?"

„Nein, wenn es nicht vielleicht der Burggeist gewesen ist, welcher durch das Niederreißen des Kamins in seiner Ruhe gestört worden, und aus Aerger die Ausländerin geschreckt hat, weil sie so bei nächtlicher Weile im Hause herumläuft."

„Nicht übel, und wir nehmen an, daß du recht

gerathen hast; aber kannst du mir auch sagen, was hier dieses Kästchen enthalten hat?" fragte Gurli und zog unter ihrem Shawl die Trümmer des Kästchens hervor, in welchem sich das Schildpatt-Etui befunden.

„Cigarren, wie es scheint", sagte der Mulatte lächelnd.

„Und diese Cigarren haben eingemauert unter dem Kamin gelegen? Dann müssen es aber sehr merkwürdige Cigarren gewesen sein, besonders wenn man auf die Vermuthung kommt, daß Madame Teverino in den Besitz derselben zu gelangen gewünscht hat, aber dabei mit dem Burggeist in Collision gerathen ist."

„Beste Fräulein Gurli, Ihr Combinationsvermögen ist größer als man vermuthen sollte. Sie besitzen eine erstaunliche Gewandtheit, Schlüsse zu ziehen. Also, dieses Kästchen ist eingemauert gewesen?"

Walter betrachtete es mit neugieriger Miene, als ob er sich von der Wahrheit dessen, was Gurli sagte, überzeugen wollte.

Gurli runzelte die Stirn. Sie begann die Geduld zu verlieren.

„Nun, und dies da? Weißt du, wessen Bild dies ist?" rief sie plötzlich und hielt ihm das Medaillon vor die Augen.

Der Mulatte stieß einen lauten Schrei aus, taumelte einige Schritte zurück, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und brach in lautes Weinen aus.

Es lag in diesem Ausbruch seines Schmerzes etwas so Ergreifendes, daß Gurli bei diesem Anblick wie vom Donner gerührt dastand.

Aber ebenso schnell wie dieser Ausbruch sich Luft gemacht, war er auch vorüber.

Walter richtete sein gesenktes Haupt wieder empor, stieß Gurli's Hand, welche das Medaillon noch hielt, zurück, und sagte in kurzem, bitterm Ton:

„Wenn Sie ahnten, welche furchtbaren Erinnerungen

dieses Bild in mir hervorgerufen, so würden Sie sich selbst der Grausamkeit anklagen."

„Wol möglich, Walter, und dein Schmerz hat mir bereits verrathen, daß ich, ohne es zu wissen, eine blutende Wunde deiner Seele aufgerissen habe. Mein Streben nach Licht in dem Dunkel, welches das frühere Leben meines Stiefvaters zu umhüllen scheint, ist jedoch meine Entschuldigung. Sage mir jetzt, wessen Bildniß dies hier ist."

„Des Henkers meiner Mutter und meiner Schwester", murmelte Walter. „Und nun, Gurli Falkenstern, fort mit diesem Bild, oder ich zertrete es unter meinen Füßen!"

Walter's Augen funkelten.

Gurli verbarg das Medaillon.

Walter ergriff ihre Hand und setzte, indem er sie nach der Thür führte, hinzu:

„In einer Stunde bin ich bei Ihnen, um eine Erklärung zu geben. Gestatten Sie mir diese Stunde, damit ich mich erst ungestört beruhigen und fassen kann."

Eine Stunde später trat Walter in Gurli's Zimmer. Das Gesicht des Mulatten sah noch gelber aus, als gewöhnlich, und seine Augen schwärzer.

„Sie haben, Fräulein Gurli", hob er an, „zu wissen gewünscht, wessen Bildniß das von Ihnen gefundene ist, und ich bin jetzt bereit, Ihrem Wunsche nachzukommen. Der Großvater Ihres Vaters hatte zwei Zwillingssöhne, welche nach seinem Tode kein anderes Erbe besaßen, als ihre schlauen Köpfe und ihre starken Arme. Als sie vierzehn Jahre alt waren, gingen sie zur See und brachten so zehn Jahre zu. Der erstgeborene, Anton, gab dann das Seemannshandwerk auf und kaufte sich ein Grundstück in einem der amerikanischen Sklavenstaaten. Einige Jahre darauf vermählte er sich mit der einzigen Tochter eines sehr reichen Plantagenbesitzers. Einige Zeit darauf

starb der Schwiegervater, und Anton erbte nun sein Vermögen. Seine Gattin schenkte ihm einen einzigen Sohn, Ihren Stiefvater Bengt. Während sich das Schicksal für Anton auf diese Weise gestaltet, war der Bruder Frederik Seemann geblieben, hatte in Schweden geheirathet und war Vater von vier Kindern geworden. Das älteste derselben war ein Sohn, Namens Gunnar; die andern drei waren Beate, Mathilde und Ihr Vater. Von dem ältesten Bruder Ihres Vaters haben Sie wahrscheinlich erzählen hören. Ihr Großvater besaß ein eigenes Schiff und machte Fahrten nach Amerika. Als Gunnar zehn Jahr alt war, nahm er ihn mit. Die beiden Zwillingsbrüder trafen sich nun, während Frederik sich dort aufhielt, und Anton, welcher unermeßlich reich war, erbot sich, Gunnar bei sich aufzunehmen und zu erziehen. Frederik, der allerdings ein gutes Einkommen, aber kein erspartes Vermögen besaß und obendrein viel Kinder hatte, nahm den Vorschlag an und Gunnar blieb in Amerika bei Anton zurück. Gunnar war ein schöner Knabe, lebhaft und fleißig. Er verstand die Kunst, sich bei seinem Onkel einzuschmeicheln und sich zum Sklaven der despotischen Gemüthsart desselben zu machen, was Bengt sehr schwer geworden war und weshalb zwischen diesem und seinem Vater oft sehr hitzige Kämpfe stattfanden. Als Gunnar das Jünglingsalter erreicht hatte, war er der anerkannte Günstling seines Onkels, und man konnte von ihm sagen, daß er das Herz desselben von Bengt gänzlich abwendig gemacht hatte. Als Gunnar einundzwanzig Jahr alt war, übertrug Anton ihm die Verwaltung seiner größten Plantage, und schickte den Sohn auf eine kleinere in einiger Entfernung gelegene. Meine Mutter war Sklavin auf der Plantage, welche Gunnar verwaltete. Sie hatte zwei Kinder, wovon ich das älteste war; meine Schwester war ein Jahr jünger. Gunnar versah seinen Posten als Plantagenverwalter auf höchst ersprießliche Weise. Er war streng und ließ nie einen Fehler

ungestraft; er behandelte die Sklaven wie eine Heerde Zugthiere, welche, um immer zur Arbeit tauglich zu sein, gut gefüttert, aber auch für das geringste Versehen gezüchtigt werden müßten. Meine Mutter verstand die Hauswirthschaft, und er war sehr gut gegen sie; gegen mich aber faßte er gleich von dem ersten Augenblick an, und obschon ich damals nur noch ein Kind war, eine entschiedene Abneigung. Meine Kindheit war daher eine fortgesetzte Kette von Leiden. Fast täglich bekam ich Schläge. Meine Schwester dagegen, ein sanftes, schönes Mädchen, hatte sich seiner besondern Gunst zu erfreuen. Er selbst lehrte sie lesen und schreiben, schenkte ihr schöne Sachen, und wenn er nach Tische ausruhte, mußte sie ihm etwas vortanzen oder vorsingen. So vergingen drei Jahre. Ich war vierzehn Jahre, meine Schwester dreizehn, als eines Tags Ihr Stiefvater auf der Plantage ankam. Sein Aeußeres war kalt und hart, aber imponirend. Er war ein stattlicher junger Herr. Er befand sich seit einigen Tagen auf unserer Plantage, als Massa Gunnar einmal nach beendetem Mittagsmahle meine Schwester Esther rufen ließ. Sie sollte ihm und seinem Fremden vortanzen. Esther, welche Massa Gunnar sehr lieb hatte, machte sich sofort bereit, dem Rufe zu gehorchen; ich aber sperrte sie, um Massa eines Vergnügens zu berauben, in einen Schuppen. Es dauerte nicht lange, so kam abermals ein Bote nach Esther, aber sie war nirgends zu finden. Man rufte und suchte, aber vergebens. Ich ward herbeigerufen und nachdem ich erst einige Hiebe mit der Reitgerte bekommen, befahl man mir, meine Schwester sofort zu schaffen. — Mittlerweile war meine Mutter, welche in einer der Negerhütten gewesen, auf den Herrenhof zurückgekommen, und sie ward ebenfalls unter Androhung von Peitschenhieben aufgefordert, Esther zur Stelle zu schaffen. Als ich dies hörte, ließ ich Esther heraus. Sie hatte sehr geweint und begab sich hinauf zu Massa, welcher ganz wüthend war. Er, der ihr sonst nie ein unfreundliches oder böses

Wort gesagt, kam jetzt mit der Reitgerte auf sie zugestürzt und versetzte ihr einen Hieb über das Gesicht. Mein Blut kochte bei diesem Anblick. Ich vergaß jeden Gedanken an mich selbst und empfand blos Wuth und Raserei darüber, daß Gunnar meine Schwester schlug. Ich fiel ihm in den Arm, den er hob, um sie nochmals zu schlagen, und rief; «Sie ist unschuldig; ich hatte sie eingesperrt.» — Die Folge hiervon war, daß ich zu einer Anzahl Peitschenhiebe verurtheilt ward. Ich will Sie mit der Beschreibung einer solchen Bestrafung verschonen. Eben als ich zerfleischt und blutend die Besinnung verlor, hörte ich einen durchbohrenden Schrei und glaubte in diesem Augenblick, wo es mir war, als müßte ich sterben, die Stimme meiner Mutter zu erkennen. Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, stand Bengt Falkenstern an meiner Seite. Eine alte Negerin war meine Wärterin. Sobald als ich den Gebrauch meiner Sinne wiedererlangt, theilte Bengt mir mit, daß ich hinfort sein Eigenthum sei, weil er mich seinem Vater abgekauft. Ich bat nun inständig, meine Mutter sehen zu dürfen, denn in meinem Innern hallte immer noch der Angstschrei wider, den ich gehört, als der Schmerz mir die Besinnung raubte. Massa Bengt antwortete mir, dies sei nicht möglich, klopfte mich auf den Kopf und entfernte sich. Als er fort war, erzählte mir die alte Negerin, meine Mutter sei, als sie gehört, daß ich Bekanntschaft mit der Sklavenpeitsche machen sollte, zu Massa Gunnar geeilt und habe ihn um Gnade gebettelt, sei aber mit Härte zurückgewiesen worden. Sie sei nun wie eine Wahnsinnige auf den Züchtigungsplatz geeilt und, als sie das Blut von meinem Körper herabströmen gesehen, mit einem durchbohrenden Angstschrei zur Erde niedergestürzt. Als man sie aufgehoben, sei sie todt gewesen. Sobald meine Wunden geheilt waren, reiste ich nach bitterm Abschied von Esther, welche ich nun wehrlos in den Händen ihres tyrannischen Herrn zurückließ, mit meinem neuen Herrn ab. Drei Jahre

darauf machte mein Herr wieder einen Besuch bei Gunnar. Bei unserer Ankunft theilte man uns mit, er sei verreist. Ich fragte nach Esther. Sie war verschwunden. Man glaubte, sie habe sich ertränkt, denn eines Abends, einige Tage vor Gunnar's Abreise, hatte man sie vermißt und nicht wiedergefunden, obschon ihr Herr die genauesten Nachforschungen hatte anstellen lassen. Alles, was man fand, waren einige Fetzen von ihrem Rocke an einem Dorngebüsch des Flußufers. Den Grund dieses verzweifelten Schritts suchte man in Gunnar's allzu lebhaftem Interesse für Esther. Wir reisten wieder ab, ohne den Elenden getroffen zu haben, wofür ich der Vorsehung mein ganzes Leben lang gedankt, weil ich ihn den Tod meiner Mutter und meiner Schwester sicherlich mit seinem eigenen Leben hätte büßen lassen. Ein Jahr darauf starb Anton Falkenstern und beinahe gleichzeitig mit ihm auch Gunnar. Ihr Stiefvater ward Besitzer des ganzen Vermögens seines Vaters und vermählte sich mit einer Creolin. Zwei Jahre darauf ließ er alle seine Plantagen verkaufen und zog dann herüber nach Schweden."

Walter schwieg.

Gurli saß eine lange Weile in Gedanken versunken.

„Aber warum ist dieses Bildniß unter den Kamin eingemauert worden?" fragte sie endlich.

„Das weiß ich nicht", antwortete Walter. „Ich weiß weiter nichts, als daß der Kapitän nicht wollte, daß der Kamin jemals niedergerissen werde."

„Noch eins", hob Gurli wieder an. „Was befand sich in dem Kästchen, welches ich dir zeigte? Du weißt es. Leugne es nicht, denn du warst es, der Madame Teverino erschreckte und dessen unsichtbare Hand, wie sie selbst sagt, die ihrige faßte."

„In dem Kästchen befanden sich Briefe", antwortete Walter, „und ich entriß dieselben Madame Teverino, um sie den Flammen zu übergeben."

„Und was enthielten diese Briefe?"

„Nichts von Bedeutung. Sie drehten sich blos um ein Liebesverhältniß, welches Bengt Falkenstern's erste Gattin vor ihrer Vermählung gehabt."

„Aber was wollte Madame Teverino damit?" fragte Gurli weiter.

„Diese Frau sucht hier in diesem Hause etwas", antwortete Walter. „Was dies ist, habe ich bisjetzt noch nicht ermitteln können; aber ich weiß, sie glaubt, daß ihr Glück in diesen Mauern begraben liege."

„Sonderbar!" murmelte Gurli und versank wieder in Gedanken.

Da Gurli nichts mehr zu Walter zu sagen zu haben schien, so entfernte sich dieser.

Gurli zog, als sie allein war, wieder das Medaillon hervor und betrachtete es von allen Seiten, während sie sich zugleich über die Dicke desselben verwunderte.

Endlich entdeckte sie eine Art kleinen Stift in dem Rande. Sie drückte darauf und die Goldplatte öffnete sich, während zugleich zwei zusammengebrochene Papiere herausfielen.

Sie schlug das erste auseinander und ward beim Lesen desselben so bleich, daß es schien, als wolle sie ohnmächtig werden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es vergingen einige Tage ohne etwas anderes Bemerkenswerthes, als daß Madame Teverino auf ihrem Zimmer blieb und Unpäßlichkeit vorschützte.

Amy erklärte dabei jedoch mit lächelnden Lippen, es sei nichts Gefährliches, sondern ihre Mutter bedürfe blos der Ruhe und der Einsamkeit.

Allon war nun seit vier Tagen fort und Stephan seit seiner letzten Entfernung von Birgersborg auch noch nicht dahin zurückgekehrt.

Gurli's Gäste hatten am Morgen eine Lustpartie unternommen und wurden erst spät am Abend zurückerwartet.

Sie und Madame Teverino waren die einzigen, welche zu Hause geblieben waren.

Letztere hielt sich immer noch in ihr Zimmer eingeschlossen.

Gurli brachte den ganzen Nachmittag im Pavillon mit Schreiben beschäftigt zu. Als sie hiermit fertig war, ging sie, um sich auf die Landungsbrücke zu setzen.

Der Himmel war umwölkt und die Luft schwül. Der See lag ruhig und dunkel wie eine Stahlscheibe vor ihren

Blicken. Die ganze Natur hatte ein Gepräge von Melancholie, obschon sich dasselbe nicht auf Gurli's Antlitz widerspiegelte. Dieses war heiter und erhellt von innerm Sonnenschein. Sie rauchte sorglos ihre Cigarette.

Das Geräusch nahender Tritte bewog sie, zu denken: „Es ist Allon, der endlich wiederkommt."

Zugleich sah sie sich mit einem Blick um, welcher deutlich bewies, daß, wenn er es war, er gerade in einem Augenblick kam, wo sie sich nach ihm sehnte.

Dennoch aber war es nicht Allon.

Selten, oder richtiger gesagt, niemals kommt ein Mensch zu der Zeit, wo er sich einfinden, sondern dagegen allemal dann, wo er wegbleiben sollte.

Ehe Gurli noch den sich Nähernden sah, wußte sie, daß es nicht Allon war; denn der, den sie hörte, trällerte eine sehr bekannte Melodie.

„Stephan", murmelte Gurli und wendete den Kopf wieder hinweg.

Sie hatte ihn seit der Nacht, wo Felix starb, nicht wiedergetroffen. Wie viel hatte sich während dieser kurzen Zeit zugetragen!

Während die Tritte näher kamen, überdachte Gurli die letzten Ereignisse, und verweilte in Gedanken einen Augenblick bei dem Gespräch, welches sie zwischen Amy und Stephan belauscht.

„Ich war überzeugt, daß ich dich hier finden würde", sagte Stephan, „und es wäre mir sehr unangenehm gewesen, wenn ich mich verrechnet hätte", setzte er hinzu, an Gurli's Seite stehen bleibend.

„Suchtest du mich?" fragte Gurli, ohne sich nach ihm herumzuwenden.

„Ja, und Tante Katharine sagte mir, du wärest im Pavillon zu finden."

„Nun, und was hast du mir zu sagen, was dich veranlassen konnte, mich aufzusuchen?"

„Sehr viel", antwortete Stephan, nahm neben ihr

Platz und setzte scherzend hinzu: „Aber, mein Gott, Gurli, warum sitzest du so da und kehrst mir den Rücken, gerade, als ob du verlegen wärest? Wie leicht könnte ich auf den Gedanken kommen, daß —"

„Was denn?" rief Gurli heftig und drehte das Gesicht nach ihm herum.

„Daß du bös auf mich seiest", antwortete Stephan und sah sie an.

„Wie könnte ich das, da du stets und bei allen Gelegenheiten der bist, welcher — welcher — mir hülfreiche, um nicht zu sagen beschützende Hand leiht?"

„Und wenn dem so wäre, ma belle, was bewiese es? Weiter nichts, als daß eine Amazone doch weiter nichts ist als ein Weib, und daß ein solches in den Gefahren des Lebens die Stütze des Mannes bedarf. Es nutzt nichts, Cigaretten zu rauchen, zu reiten, zu jagen, und niemals eine Nähnadel in die Hand zu nehmen. Du bist und bleibst doch nur ein Weib und kannst dich nicht in einen Mann verwandeln, wenn du dir auch alle seine Untugenden angewöhntest."

Stephan ergriff Gurli's Hand, welche die Cigarette hielt, und nahm ihr dieselbe, indem er hinzusetzte:

„Mit oder ohne deine Erlaubniß, Gurli, beraube ich dich eines Gegenstandes, der dir im höchsten Grade übel ansteht. Du hast viel zu schöne Lippen, als daß du dieselben mit Tabacksrauch beschmuzen dürftest."

Mit diesen Worten warf er die Cigarrette in den See.

„Hast du, um mir dies zu sagen, mich hier aufgesucht?" fragte Gurli lachend.

„Nicht ganz. Ich hatte die Absicht, dir für eine Ueberraschung zu danken, die du mir bereitet."

„Was meinst du?"

„Das Niederreißen des Kamins und die Reparatur des Saales. Ich klage mich selbst an, daß ich nicht schon früher den Abscheu ausgesprochen, den ich stets vor diesem Zimmer gehegt."

„Du glaubst also —"

„Daß die Verwandlung desselben eine kleine Freundlichkeit gegen den ist, der dir deinen alten und einzigen Freund zurückgegeben."

Stephan klopfte, indem er dies sagte, Gurli auf die Hand und setzte hinzu:

„Nicht wahr, Gurli, ich habe recht gerathen?"

Warum tauchte in diesem Augenblick auf einmal Amy's und Allon's Bild vor Gurli auf?

Es wäre nicht leicht, diese Frage zu beantworten. Genug, Gurli's Ton war kalt, während sie antwortete:

„Ich dachte wirklich nicht an dich, lieber Stephan, sondern blos daran, daß du recht hattest, als du sagtest der Saal erwecke, so wie er war, alte und bittere Erinnerungen, welche ich jetzt mehr als jemals zu vergessen wünsche."

„Nun, der Beweggrund zu deiner Handlungsweise ist eigentlich ganz gleichgültig, das Ergebniß ist und bleibt doch, daß der Speisesaal gemüthlich wird, sodaß man es künftig hier angenehmer hat, als es zeither gewesen ist."

„Ja, ich hoffe es, besonders um deinetwillen, der du Gelegenheit hast, die Bekanntschaft mit einer Person zu erneuen, die du schon früher gekannt hast."

„Meinst du Grönlund, der, wie ich höre, an einem der nächsten Tage hier zu erwarten steht?" fragte Stephan, indem er sich zurücklehnte und dann hinzusetzte: „Ganz gewiß kommt er auf Besuch zu dir. Welche Freude des Wiedersehens!"

„Wird diese größer sein als die, welche du empfandest, als du Amy Teverino wiedersahest?" fragte Gurli und blickte nach dem See hinaus.

„Ah!" war Stephan's einzige Antwort.

Es trat Schweigen ein.

Als Stephan nichts Weiteres sagte, heftete Gurli ihre Augen auf ihn. Sie begegnete den seinigen; dieselben hatten einen lächelnden Ausdruck.

„Wo hast du diese Damen kennen gelernt?“ fragte Gurli.

„An demselben Ort, wo du ihre Bekanntschaft machtest. Sie als Gäste hier bei dir wiederzufinden, hat mich nicht blos überrascht, sondern auch in Erstaunen gesetzt, denn nach meiner Meinung haben sie als ausgezeichnete Talente ihren Platz überall, nur nicht auf dem Lande, wo sie weder Gold noch Beifall ernten können.“

„Ich bezahle sie für ihr Verweilen hier“, bemerkte Gurli nachlässig.

„Wirklich? Sie haben sich ja aber noch nicht ein einziges mal hören lassen. Welche sonderbare Laune hat dich bewogen, auf diese Weise dein Gold wegzuwerfen, ohne etwas dafür zu erhalten?“

„Dies werde ich dir vielleicht einmal sagen, jetzt aber nicht. Kannst du dagegen mich vielleicht über die Ursache aufklären, weshalb Amy Teverino's Anblick dich in solche Aufregung versetzte?“

„Sehr gern. Es gab eine Zeit, wo ich sehr verliebt in sie war“, antwortete Stephan unbefangen. „Sie ist ein bezauberndes Mädchen. Obschon lange nicht so schön wie du, besitzt sie gleichwol, was dir fehlt — die Fähigkeit, zu bezaubern. Man vergißt, daß ihre Nase zu platt, der Mund zu breit und die Gesichtsfarbe zu braun ist. Man sieht nur die Augen, und wird ausschließlich von der Anmuth ihres Wesens beherrscht.“

„Du wirst förmlich beredt“, entgegnete Gurli mit satirischem Lächeln, „und ich hoffe während deines noch übrigen Aufenthalts bei mir zu sehen, wie es dich kleidet, verliebt zu sein.

„Es thut mir unendlich leid, daß ich dir diese Freude nicht machen kann, ma belle. Du scheinst nicht gehört zu haben, daß ich sagte: ich war, was bedeutet: ich kann es unmöglich wieder werden. Was gewesen ist, kommt nicht wieder. Nichts ist unmöglicher als eine erloschene Liebe wieder zu entzünden.“

„Deine Neigungen gehören also zu der flüchtigen Art.“

„Leider. Der Gegenstand derselben muß an alles andere glauben, nur nicht an meine Beständigkeit. Das Leben der Liebe hat in der Regel keine längere Dauer, als das eines Schmetterlings. Indessen, es war nicht meine Absicht, dir eine Vorlesung zu halten, sondern dich um etwas zu bitten.“

„Du!“ rief Gurli und sah ihn an. „Du willst mich um etwas bitten?“

„Ja, es kann dies allerdings sonderbar erscheinen; aber es ist nicht meine Absicht, für mich selbst zu bitten, sondern für andere.“

„Und diese andern? Wer sind sie?“

„Der Mann, der dich auf der Landstraße anfiel. Du sollst von deinem Ueberfluß mit ihm theilen.“

„Mit dem Mörder meines treuen Felix? Nein, dieser Mann hat von meiner Mildthätigkeit nichts zu erwarten. Der Schmerz, den er mir zugefügt, ist zu groß.“

„Aber weißt du, in welcher Noth er sich befand? Dies überlege, ehe du ihm auf so unchristliche Weise deine Hülfe verweigerst.“

„Stephan, ich mag nichts von diesem Elenden wissen. Es gibt keine Entschuldigung dafür, daß man sich eines Verbrechens schuldig macht. Solchen Menschen helfen, heißt das Böse unterstützen. Laß uns nicht weiter davon sprechen.“

„Nur einige Worte. Der Mann ist ein dienstunfähig gewordener Seemann, der durch dieses Unglück mit Weib und Kind ins Elend versetzt worden ist. Die Noth, dieser grausame Versucher zu allem Bösen, verleitete ihn in einem verzweifelten Augenblick, einige Eßwaaren zu stehlen. Er ward auf frischer That ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Jetzt hat er seine Strafe überstanden, aber blos um sein Weib vor Mangel ster-

ben zu sehen, und um gebrandmarkt und von seinen Mitmenschen verstoßen, kein Brot für sich und seine Kinder zu haben. Gurli, dies wäre eine schöne Gelegenheit für dich, eine edle That zu üben. Laß sie nicht verloren gehen, sondern benutze sie. Gib ihm und seinen ausgehungerten Kindern eine Unterstützung, ein Mittel, um sich auf ehrliche Weise ihren Unterhalt zu erwerben, und du hast eine ganze Familie der Bahn des Verbrechens entrissen."

„Wie lange wird er sich hier aufhalten?" fragte Gurli. „Ist er in dieser Gemeinde geboren? Und wenn dies nicht der Fall ist, wie kommt es dann, daß er sich hier herumtreibt?"

„Daher, daß sein jüngstes Kind krank geworden ist. Ein armer Kohlenbrenner auf deinen Gütern hat seit gestern ihm und seinen Kindern ein Obdach gegeben, sodaß sie gegen den Regen geschützt sind, und sein knappes Brot mit ihnen getheilt, bis jemand anders sich über die Armen erbarmt."

„Es wundert mich sehr, daß einer meiner Unterthanen dergleichen Gesindel zu beherbergen wagt", fiel Gurli ein, „und ich werde Maßregeln treffen, daß dies nicht wieder geschehe."

Mit diesen Worten erhob sie sich.

„Du willst also diesen armen Menschen nicht helfen?"

„Nein."

„Gut, ich werde diese deine abschlägige Antwort niemals vergessen", entgegnete Stephan, indem er sich ebenfalls erhob. „Bedenke, Gurli, daß die Verdammniß der Reichen ihren Grund in der Herzlosigkeit gegen die Armen hat, und daß ein Tag kommen wird, wo du bitter bereuen wirst, ihnen nicht geholfen zu haben. Eigentlich bin ich ein großer Thor gewesen, daß ich Mitleid von dir erwarten konnte. Wie könntest du wol dessen fähig sein, du, die sich schon als Kind durch Mangel an Herz auszeichnete."

Stephan entfernte sich.

Gurli sah ihm nach und lächelte. Sie lächelte mit einem Ausdruck stolzer Befriedigung und murmelte:

„Stephan, deine Worte haben mich über vieles aufgeklärt und einen großen Theil des Nebels in meiner Seele verscheucht. Alles Unklare und Dunkle in meiner Seele hat eine einzige Quelle, und diese heißt — Ungerechtigkeit. Diese hat mein Gemüth verbittert; aber eines Tags werde auch ich den finden, der mich versteht und richtig beurtheilt."

Gurli dachte dabei an Allon.

Brita lächelnd und verneigte sich. „Man kann doch kein Herz von Stein haben“, setzte sie hinzu. „Das wissen Sie selbst, Frau Derner, und es gibt hier zu viel Arme. Ich lasse sie bis auf weiteres hier wohnen“, fuhr sie, auf den Stall zeigend, fort. „Ich hatte gerade keinen andern Platz für sie“, setzte sie gleichsam zur Entschuldigung hinzu.

„Besser aber wäre es gewesen, wenn Sie sich gar nicht damit befaßt hätte“, entgegnete Tante Katharine kurz, und ergriff einen der im Wagen stehenden Körbe.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen helfe“, sagte Brita und wollte ihren Milchtopf wegsetzen.

„Ist nicht nöthig; bekümmere Sie sich um Ihre Melkerei und nicht um mich. Gehen Sie nur in das Haus. Ich komme nach. Ich will erst einmal nach dem Bettelvolk sehen, welches Sie sich auf den Hals geladen.“

Tante Katharine trabte fort nach dem Viehstalle.

Wir bleiben vor der Schwelle stehen; um die Alte nicht zu stören.

Es verging eine lange Weile. Brita hatte schon mehrmals zur Hausthür herausgelugt, um zu sehen, ob Frau Derner nicht wiederkäme; da dies aber immer länger dauerte, so nahm sie das Pferd beim Zügel, führte es hinter das Haus und gab ihm ein wenig Gras zu fressen.

Während sie so beschäftigt war, kam eine junge Dame in einem schönen Reitkleid langsam den Hügel heraufgegangen. Eben war sie an dem Stalle angelangt, als sie stehen blieb, weil sie im Innern sprechen hörte.

Sie neigte sich zu dem kleinen Fenster herab, um zu hören, was man sagte. Ihre Wangen wechselten unaufhörlich die Farbe, während sie so dastand und zuhörte, wie die herzensfromme Alte zu den armen Leuten da drinnen sprach.

War es wirklich Tante Katharinens strenge Stimme, welche jetzt so mild, so tröstend lautete? Waren es ihre

Sie hatte gleichwol nicht Zeit dazu, denn ehe sie die Thür des Stalles erreichte, erschien Tante Katharine auf der Schwelle.

Sie ging auf Brita zu und ertheilte ihr einige Vorschriften wegen der Behandlung des kranken Kindes, welches Brita mit in das Haus nehmen sollte, um es besser abwarten zu können. Dann nahm sie ein Bündel Kleider für das andere Kind aus dem Wagen, und nachdem sie in ihrem strengsten Ton noch einige Verhaltungsregeln ertheilt, stieg sie wieder in ihren Wagen und sagte:

„Sie braucht nicht länger zu warten als bis morgen, dann komme ich wieder. Gute Nacht, liebe Brita. Der Herr wird Ihr vergelten, was Sie an diesen armen Leuten gethan."

Mit diesen Worten ergriff Tante Katharine die Zügel, knallte mit der Peitsche und fort rollte der Wagen.

Als er eine Weile fort war, näherte sich Brita dem Stalle; ließ aber vor Bestürzung das Kleiderbündel fallen und verneigte sich demüthig mit einer Miene, als ob sie eine recht gefährliche Person vor sich hätte, gegen welche sie nicht höflich genug sein könnte.

Die Person, welche diese Bewegung hervorgerufen, war keine andere als Gurli.

Trotz ihrer verschwenderischen Freigebigkeit gegen ihre Untergebenen bei allen Festen, ihrer Sonntagsschule u. s. w., hatte man gleichwol von ihr die Meinung, daß sie eine strenge Herrscherin sei, und jeder, der von ihr abhing, hegte entschiedene Furcht vor dem jungen Mädchen.

Alle hatten gehört, was für ein böses Kind sie gewesen. Alle glaubten, sie sei stolz, und nicht ein einziger besaß eine freundliche Erinnerung an sie.

Niemals war sie in die Hütten ihrer Untergebenen getreten, niemals hatte sie dieselben angeredet, niemals

gefragt, wie sie sich befänden oder wie sie von dem Inspector oder dem Verwalter behandelt würden.

Die Folge hiervon war, daß sie von niemand geliebt, wol aber von allen gefürchtet ward, weil ein jeder glaubte, daß irgendeine Anwandelung von schlechter Laune sie veranlassen könne, ihm die Stellung, die er innehatte, zu entziehen.

Brita's erster Gedanke, als sie Gurli erblickte, war daher:

„Ach du mein Gott, das Fräulein! Wenn sie erfährt, daß diese armen Leute unter meinem Dach sind, so bin ich verloren. Jesus, was soll ich beginnen! Und Frau Derner ist schon wieder fort!“

Ihre Gedanken standen ziemlich deutlich in dem Ausdruck ihres Gesichts zu lesen, und klärten Gurli vollkommen, der Wahrheit gemäß, über die falsche Stellung auf, welche sie als Gutsbesitzerin einnahm.

Welchen Nutzen hatte sie mit ihren Millionen gestiftet? An Vergnügungen und Launen hatte sie unermeßliche Summen verschwendet, aber nichts davon zum wirklichen Nutzen für die Menschen verwendet, welche von ihr abhingen.

Sie klagte, daß sie allein stand, daß sie verkannt und ungerecht beurtheilt würde. Hatte sie aber wol etwas gethan, um sich Liebe zu erwerben? Nein. Sie hatte das Leben genießen wollen, und nur an sich selbst gedacht. Niemals hatte sie ihre Gedanken etwas anderm als ihrem eigenen Ich zugewendet, und dies war der Grund aller jener innern Disharmonien, jener Unzufriedenheit, welche sie fortwährend zu dem Grabe der Mutter zurückführte, als dem einzigen Platz, wo sie sich von einem Hauch des Friedens umweht fühlte.

Wenn dies alles auch in diesem Augenblick nicht völlig klar vor Gurli's Seele stand, so fühlte sie sich wenigstens so gedemüthigt in ihrer Seele, daß sie über sich selbst erröthete.

„Erschreckt nicht über mein Hiersein, Mütterchen", sagte sie freundlich zu Brita. „Hebt Tante Katharinens Bündel auf und folgt mir hinein zu den armen Leuten, die Ihr bei Euch aufgenommen habt. Ich wünsche etwas für sie zu thun."

Gurli und Brita gingen in den Stall hinein.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Abend war schon weit vorgeschritten, als Gurli's Gäste von der unternommenen Lustpartie wieder heimkehrten. Die jungen Leute waren am Park aus dem Wagen gestiegen, um zu Fuß durch diesen und den Garten zu gehen.

Man schlug den Strandweg ein, und an Gurli's kleiner, netter Fischerhütte traf man Stephan.

Man warf sich auf den grünen Rasen nieder, um zu plaudern.

„Wo sind Sie gewesen, Signor?" fragte Amy mit einem Blick und einem Lächeln, um welches die anwesenden Cavaliere Stephan beneideten.

„Verreist", war die Antwort, und damit kam sofort eine lebhafte Conversation zwischen ihnen in Gang.

„Was bedeutet das?" rief der Baumeister nach einer Weile. „Ich höre Hufschläge und zwar im Park selbst."

„Vermuthlich hat sich ein Pferd hereinverlaufen", meinte jemand von der Gesellschaft.

„Vielleicht haben wir das Gitterthor hinter uns offen gelassen", sagte ein zweiter, und ein dritter fand dies sehr wahrscheinlich.

Alle blickten nach der Richtung, von welcher her die Hufschläge sich vernehmen ließen.

Einige Minuten vergingen, dann sah man eine Reiterin durch den Park sprengen, aber in so großer Entfernung, daß man sie nur zwischen den Bäumen hindurchschimmern sah.

„Wer kann das sein?“ fragte einer der Herren.

„Fräulein Falkenstern“, antwortete Stephan ganz gleichgültig.

„Unmöglich!“ rief eine der jungen Damen. „Sie hatte ja ein Kind vor sich auf dem Sattel.“

„So schien es mir auch!“ hieß es rechts und links um Stephan herum.

„Nun, wenn sie es nicht gewesen ist, so ist es wol jemand anders gewesen“, fiel Stephan lächelnd ein, und man brach dann auf.

Als alle im Pavillon versammelt waren, wo man während der Reparatur des Saales dinirte und soupirte, trat Gurli in vollem Reitcostüm und mit hoher Röthe auf den Wangen zu ihnen herein.

Sie war strahlend schön und bezaubernd heiter. Artig, freundlich und scherzhaft gegen ihre Gäste entschuldigte sie sich, daß sie im Reitkleide zum Souper käme, setzte aber hinzu, daß es einmal eine Eigenheit von ihr sei, sich nicht gern umzukleiden.

Ihre Gemüthsstimmung war eben so heiter als der Himmel umwölkt.

Nach dem Souper näherte sich der Diener, wie gewöhnlich, Gurli mit Cigaretten und Streichhölzchen auf einem Präsentirteller.

Sie winkte ihn zurück und sagte:

„Ich rauche nicht mehr, du brauchst mir künftig keine Cigaretten mehr zu präsentiren.“

Man hatte auf der Veranda Platz genommen, und Gurli sagte, indem sie ebenfalls auf dieselbe hinaustrat:

„Ein wenig Gesang müßte sich heute Abend sehr gut ausnehmen. Ich wünschte ganz plötzlich die Nixe zu hören."

Kaum waren die Worte ausgesprochen, so sang Stephan's klare Stimme:

„Tief unten im Meere, in demantner Gruft" u. s. w.

Als er schwieg, ward „Bravo!" und „Dacapo!" gerufen; der Sänger verhielt sich aber stumm, und bald darauf trennte man sich.

Gurli blieb allein sitzen.

Welch ein Tag! Wie reich an innern Umwälzungen! Gurli war wie betäubt von all den Eindrücken, die sie erfahren, und blieb deshalb sitzen, als ob sie fürchtete, daß durch eine einzige Bewegung einer derselben erbleichen oder die Gestalt verändern könnte.

Sie war glücklich, und dennoch kam es ihr vor, als ob sie weinen möchte. Es war in ihr so voll und außer ihr so leer, dachte sie.

„Ein Wort der Zärtlichkeit und Freundlichkeit würde in diesem Augenblick meiner Seele so wohlthun", dachte sie.

In diesem Augenblick sagte jemand:

„Dank, Gurli, für das heutige Beisammensein. Verzeihe meine ungerechten Worte. Ich werde mir selbst nicht sobald verzeihen, sie geäußert zu haben. Gute Nacht!"

Es war Stephan, welcher an der Veranda vorüberging. Er nahm den Hut vor Gurli ab und verschwand.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Morgensonne begrüßte Allon's Rückkunft. Gurli empfing ihn herzlich beim ersten Wort; aber in seiner Freude, sie wiederzusehen, sein Glück und seine Liebe, ward er durch die Bemerkung unterbrochen:

„Hast du schon die Blume vergessen, welche in der Felsenschlucht wächst?"

Allon küßte Gurli's Hand und versicherte, er werde sich nicht wieder des Fehlers schuldig machen, den Frieden der Blume zu stören.

Sobald als der Saal fertig wäre, sollte die Verlobung gefeiert, bis dahin aber nicht ein Wort von dem geschlossenen Bunde gesprochen werden. Dies war Gurli's bestimmter Wille.

Endlich war alles in Ordnung, und nun ward der Tag zu dem Verlobungsbanket bestimmt.

Nachdem Gurli und Allon sich hierüber geeinigt, behielt sie sich vor, seine Mutter davon in Kenntniß zu setzen.

Sie schickte hinunter und ließ fragen, ob Beate sie empfangen wolle, erhielt aber zur Antwort, daß die gnädige Frau am Morgen nach der Comministerwohnung

gefahren sei, um den neuen Comminister zu sprechen, der sich seit einigen Tagen dort aufhielt. Gegen Mittag wollte sie wieder da sein.

Diese Mittheilung wirkte unangenehm auf Gurli, doch hatte sie nicht Zeit, Betrachtungen über die Unannehmlichkeit, Grönlund in ihrer Nähe zu haben, anzustellen, denn Stephan trat in den Salon. Er hielt das Gemälde, welches über dem Kamin gehangen, in der Hand.

„Du hast dieses Bild im Pavillon aufhängen lassen“, sagte er, „und ich komme, um dich zu bitten, es mir zu schenken.“

„Was willst du denn damit machen?“

„Wenn es sich um ein Geschenk handelt, so fragt man nicht. Willst du mir es geben oder nicht?“

Gurli bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie:

„Da es wahrscheinlich das einzige Geschenk ist, welches du je von mir begehren wirst, so nimm es“

„Gut, ich werde dich einmal daran erinnern“, entgegnete Stephan, indem er das Gemälde von sich hinwegsetzte, und fügte dann hinzu: „Woher weißt du, daß dies das einzige Geschenk ist, welches ich je von dir begehren werde?“

„Daher, weil du, wenn ich mich recht entsinne, mich für nicht sonderlich freigebig hältst.“

„Einige Stunden können eine Aenderung in der Ueberzeugung herbeiführen, um wieviel mehr einige Tage, besonders wenn es sich um unsere Auffassung eines menschlichen Charakters handelt.“

„Das ist wahr. Oft lernen wir in wenigen Minuten das Leben in einem andern Lichte betrachten, als wir es vorhergesehen; doch lassen wir das. In acht Tagen gebe ich einen Ball“, setzte Gurli hinzu.

„Ist das vielleicht ein Beweis von deiner veränderten Weltanschauung?“

„Ja“, sagte Gurli, indem sie ihre Hand in Stephan's Arm legte, zu ihm aufblickte und hinzusetzte: „Dieser

Ball wird zur Feier meiner Verlobung mit Allon gegeben."

Stephan trat einen Schritt zurück.

„Gurli!" war alles, was er sagte, dann eilte er aus dem Zimmer hinaus.

Gurli sah ihn an und murmelte:

„Hab' ich wirklich den Rechten gewählt?"

Gegen Mittag kam Beate nach Hause.

Gurli fand sich bei ihr ein, gerade als sie in ihr Zimmer trat.

„Ah, sieh da, Gurli! Gott segne dich, mein theueres Kind, daß du deiner Tante endlich die Freude machst, sie in der Wohnung zu begrüßen, welche du ihr überlassen", rief Beate und kam Gurli mit offenen Armen entgegen.

Gurli wich auf die Seite und auf diese Weise der Umarmung aus, indem sie in kaltem, stolzem Ton sagte:

„Ich bitte dich, Tante, uns beiden diese Komödien zu ersparen, welche dir gewiß ebenso zuwider sind als mir. Ich habe mich nicht hier eingefunden, um dir einen Besuch zu machen, Tante, sondern um einige Worte mit Allon's Mutter zu sprechen. Ich weiß, daß sie ihren Sohn mit dem reichen Fräulein Falkenstern vermählt zu sehen wünscht; aber ich weiß auch, daß sie Gurli niemals verzeihen wird, Besitzerin des Falkenstern'schen Vermögens geworden zu sein. Ich bin deshalb gekommen, um dir mitzutheilen, Tante, daß Allon um Gurli's Hand, aber nicht um Fräulein Falkenstern's Vermögen angehalten hat, und nur diese Ueberzeugung hat mich bewogen, in eine Verbindung zwischen deinem Sohne, Tante, und mir zu willigen. Die Bekanntmachung von Allon's und meiner Verlobung geschieht heute über acht Tage. In einem Jahr ist Hochzeit. Dabei wünsche ich dir gleichzeitig mit-

zutheilen, Tante, daß mit dem heutigen Jahre die Familienzusammenkünfte auf Birgersborg beendet sind. Zwischen dir und mir muß immer eine möglichst weite Entfernung liegen. Wir können niemals als Mutter und Tochter miteinander umgehen, wir können niemals unter einem und demselben Dach gedeihen, und da du mit Allon's Verlobung deinen theuersten Wunsch in Erfüllung gehen siehst, so wird es am besten sein, wenn unsere Wege unmittelbar darauf sich trennen."

„Dies soll mit andern Worten heißen, daß ich, deinem Wunsche gemäß, Birgersborg verlassen soll, sobald ihr, du und Allon, miteinander verlobt seid?"

„Ja", entgegnete Gurli, indem sie Beaten fest ansah und dann hinzufügte: „Ich wünsche, daß ich, nachdem ich Allon feierlich und ernstlich das Gelübde der Treue geleistet, dich, Tante, nicht mehr in meiner Nähe zu sehen brauche; denn du erinnerst mich fortwährend daran, wie sehr du das Leben meiner Kindheit verbittertest. Meine Liebe zu Allon würde durch diese fortwährenden so schmerzlichen Rückerinnerungen in Bitterkeit verwandelt, und mein Herz verhärtet werden. Du siehst also wohl ein, Tante, wie Allon's eigenes Glück es verlangt, daß wir scheiden."

Beate drückte sich das Tuch an die Augen; aber Gurli ließ ihr nicht Zeit, in Klagen auszubrechen, sondern verließ rasch das Zimmer. Beate ballte krampfhaft die Hand gegen die Thür und murmelte:

„Warte nur, Uebermüthige! Meine Zeit wird auch einmal kommen, und dann sollst du mir dies furchtbar bezahlen!"



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



